
4/1971 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Die Wehrdienstordnung sagt sinngemäß: Jeder Armeeangehörige, ganz gleich, welchen Platz er einnimmt, ist mitverantwortlich dafür, daß alle seinem Kampfkollektiv gestellten Aufgaben erfüllt werden.
Der Arbeiter, der sich seiner Stellung als sozialistischer Eigentümer bewußt ist, setzt sich dafür ein, daß der Betrieb plangerecht und effektiv produziert, damit die ganze Gesellschaft den Nutzen hat. Der Soldat, dem das allgemeine Wohl am Herzen liegt, sorgt für die Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft seines Kollektivs, damit die ganze Armee auf der Höhe ihrer Aufgaben ist, damit die Werktätigen ungestört arbeiten und sicher leben können.
Dieses „Über-sich-selbst-Hinauswachsen", der selbstlose Einsatz für das Wohlergehen des ganzen Volkes, das Einstehen des einen für den anderen – das ist wichtigstes Kennzeichen sozialistischen Denkens und Handelns. Wie es in einem Jugendlied heißt: Auf Dich kommt es an, auf uns alle. Mit anderen Worten, Genosse Wisbert: Auch von Ihnen hängt der sichere Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes und unserer Bruderländer ab. Je mehr Sie sich engagieren, militärische Höchstleistungen erringen, die Nebenmänner mitreißen und das ganze Kollektiv voranbringen, um so besser erfüllen Sie Ihre Soldatenpflicht, mit um so größerer Berechtigung können Sie sich Sozialist nennen. Nur Sklaven tragen keine Verantwortung, da befiehlt der Herr buchstäblich alles. Wir aber sind selbst die Herren in unserem sozialistischen Haus und kümmern uns, daß alles klappt.
Aber jedes militärische Kollektiv muß im Frieden und noch vielmehr im Kampf von einem einheitlichen Willen geführt werden. Deshalb hat jeder Kommandeur die volle persönliche Verantwortung für seine Einheit, für ihre Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft, für die Erziehung der Soldaten, für alle ihre Probleme, Sorgen und Nöte. Auch das steht in der Wehrdienstordnung. Jeder Kommandeur ist Einzelleiter. Aber keiner kann im Alleingang seine Aufgaben meistern. Er braucht die Stärke des Parteikollektivs, den Elan des Jugendverbandes, die Tatkraft der Soldaten. Darin eben besteht die Dialektik von Verantwortung des Kommandeurs und Mitverantwortung des Soldaten.

Bevor ich Ihre direkte Frage nach den Rechten des Gruppenführers ebenso direkt beantworte, möchte ich ein paar Worte zu Ihren und seinen Pflichten sagen, Genosse Gülde. Dem Soldaten ist mit seiner Bekleidung und Ausrüstung sozialistisches Eigentum anvertraut. Er hat es schonend zu behandeln und sachgemäß aufzubewahren. Die praktischen Erfahrungen vieler Genossen sind in der Schrankordnung fixiert, die Sie in der Innendienstvorschrift finden können.

Soldat Wisbert fragt: Als die neue Wehrdienstordnung erläutert wurde, sprach man von unserer Mitverantwortung. Ist denn nicht der Vorgesetzte für alles zuständig?

Gefreiter Gülde fragt: Darf mein Gruppenführer meinen Schrank kontrollieren, wenn ich nicht anwesend bin?

Der Chefredakteur antwortet



Der Gruppenführer ist dafür verantwortlich, daß seine Soldaten diese Vorschrift einhalten, daß Sauberkeit und Ordnung auch in ihren Schränken herrschen. Dazu muß er regelmäßig kontrollieren.
Es ist eigentlich selbstverständlich, daß der Unteroffizier für die Kontrolle eine Zeit wählt, in der seine Gruppe, seine Bedienung oder Besatzung anwesend ist. Wenn Lob und Tadel an Ort und Stelle unmittelbar erfolgen, wenn Mängel sofort beseitigt werden müssen, dann ist die erzieherische Wirkung größer. Andererseits liegt die Anwesenheit der Schrankinhaber im persönlichen Interesse des Vorgesetzten, denn dadurch werden von vornherein Quellen für Mißverständnisse und Mißtrauen verstopft. Also: Schrankkontrollen prinzipiell nur im Beisein der Genossen, die es betrifft. Allerdings gibt es Ausnahmen, z. B. wenn der Verdacht einer strafbaren Handlung vorliegt. Aber dann wird sicherlich nicht der Gruppenführer die Untersuchung führen, und in einem solchen Fall müssen Zeugen anwesend sein.
Sie sehen, Genosse Gülde, die Vorschriften und Befehle regeln sinnvoll das militärische Leben. Sie sind strikt einzuhalten. Dazu gehört eine einwandfreie Schrankordnung. Dazu gehört auch, daß diese regelmäßig in Ihrem Beisein überprüft wird.

Ihr Oberstleutnant Dr. Moczek



Sie drücken wieder die Schulbank, schreiben Formeln und Merksätze in die Hefte, plagen sich mit Klausurarbeiten ab, werden zur Tafel gerufen. Das Studium politisch-ideologischer sowie naturwissenschaftlicher Probleme ist ihre wichtigste Aufgabe. Ihr Ziel:

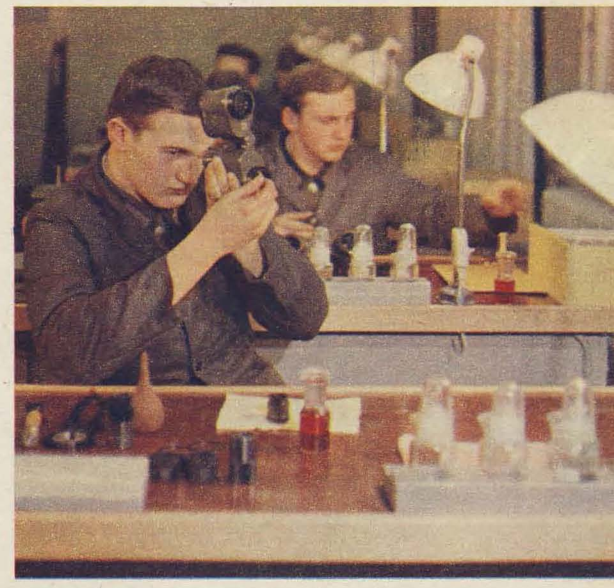
Meister der Militärtechnik

Sie, das sind die Genossen mit dem Balken in der Farbe ihrer Waffengattung auf den Schulterstücken, die Schüler der Technischen Unteroffiziersschule „Erich Habersaath", bei denen die AR-Mitarbeiter Oberstleutnant K. Erhart und Major E. Gebauer (Foto) weilten.

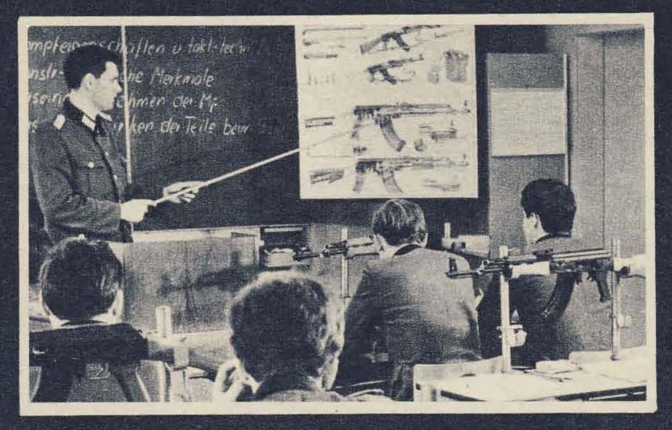
Das Gebäude unterscheidet sich in nichts von einem normalen Kasernenbau. Lange Flure mit vielen Türen, hohe Fenster und breite steinerne Treppenaufgänge; und doch birgt es mehr als Soldatenstuben, Dienstzimmer und Waffenkammern. Die Beschriftungen an den hell gestrichenen Türen verraten es. „Lehrklasse Optik", „Artillerieklasse", „Panzerkabinett" steht auf den Schildern. Diese und viele andere Räumlichkeiten sind die Klassenzimmer der künftigen waffentechnischen Unteroffiziere. Das Panzerkabinett war uns mit den vielsagenden Worten „. . . dort steht ein Tankett" offeriert worden. Ein Tankett? Das muß etwas besonderes sein. So jedenfalls war es aus Major Hermanns Ankündigung zu entnehmen. Wer läßt sich so etwas entgehen?
Leutnant Bamberg, Fachlehrer und Zugführer der Panzerwarte, unterwies einige Unteroffiziers-



schüler zum Thema Motoranlage und Kraftübertragung. Sie stehen mit ihren Notizblöcken an einem technisch sezierten mittleren Panzer, dessen Inneneinrichtung bis ins letzte Detail sichtbar und zugänglich ist. Das ist das Tankett! Ein naturgetreues Modell des berühmten T-54. Nicht ein Schräubchen fehlt, alles ist funktionstüchtig. Nur, daß die Besatzung gewissermaßen im Freien sitzt, weil der größte Teil der Bordwände entfernt wurde.
Keine technische Zeichnung, kein noch so guter Aufriß sind in der Lage, solch ein Lehrmittel zu ersetzen.
Unteroffiziersschüler Pflügner schwingt sich in den Fahrersitz, bedient die Lenkknüppel und beobachtet dabei die Bewegung der Gestänge. Er wird assistiert von den Genossen Graw, Hanisch und Hebestreit. Nichts verbirgt sich den Schülern, die Funktion der Mechanismen läßt sich einwandfrei beobachten. So macht Lernen Spaß – selbst probieren können, anfassen dürfen, da festigt sich



Die Druckluftanlage im Panzer bedarf besonderer Aufmerksamkeit. Sie ist ein wichtiges Hilfsaggregat für das Anlassen des Motors. Inwieweit der Panzerwart diese Anlage ausbauen darf, wird hier den Unteroffiziersschülern Graw und Pflügner von Leutnant Bamberg erklärt (Foto links). Richt-, Beobachtungs- und Meßgeräte gehen durch die Hände der Optikmeister (oben), die Feuerwerker brauchen ebenso sichere Hände – und dazu viel Wissen (unten).



MPi und Rakete, welcher Kontrast! Beide bedürfen aber der ständigen Kontrolle, Wartung und Instandsetzung durch den technischen Unteroffizier, den Spezialisten.

die Theorie, da ist man auf den Werkstattdienst vorbereitet. Keine Fachrichtung verzichtet auf diese Unterrichtsmethode. An nichts wurde bei der Einrichtung der Klassen gespart. In der Lehrklasse für Artillerietechnik findet das Schnittmodell der original 122-mm-Haubitze vorerst nur das Interesse der Reporter. Die Geschützmeister in spe sitzen über einer Kurzarbeit. Geschütze sind Wärmekraftmaschinen, also spielen Physik und Mathematik jetzt eine Rolle . . .
Die Zeit ist um, Abgabe! Nun rückt die Haubitze in den Mittelpunkt des Geschehens. „Unteroffiziersschüler Slavik, erläutern Sie den allgemeinen Aufbau des Geschützes!" Jürgen Slavik nimmt den Zeigestock und beginnt: „Erstens das Rohr, zweitens Rohrwiege mit Rohrbremse, drittens . . ." 14 Hauptteile sind es, dann ihre Untergruppen, die Zweckbestimmung. Der Zeigestock fährt hin und her. „Verwandte" der Geschützmeister sind die Feuerwerker. Ihr Heiligtum ist das Munitionskabinett. Granaten und Zünder aller Art – es gibt allein ein Dutzend Gefechtsgranaten zu unterscheiden, 50 verschiedene Zünder – wohin das Auge schaut. Zerlegbar, im Schnitt, als Funktionsmodell. Lenkraketen vervollständigen das Sortiment. Die Männer mit dem F auf dem Dienstlaufbahnabzeichen müssen ihren Verwendungszweck, die Wirkung, die spezielle Kennzeichnung sowie die Entschärfung im Schlaf wissen. Mehr noch, die Physik der Raketentechnik, Sprengstoffkunde, die Lagerung und der Transport von Munition aller Art fallen in den Arbeitsbereich des Feuerwerkers. Sie tragen im Frieden die gleiche große Verantwortung wie im Kriege. Sprengstoff bleibt allzeit Sprengstoff! Wenn der Ruf „Feuerwerker!" ertönt, dann heißt es für sie ran an die Gefahr. Unteroffiziersschüler Wolfgang Kammer und seine Genossen wissen, daß sie eine verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen.
Ist es aber von Neunzehnjährigen nicht zuviel verlangt, Feuerwerker, Panzerwart, Optikmeister oder Obermechaniker zu sein, für die komplizierte Kampftechnik Verantwortung zu tragen? Gewiß, es ist nicht leicht, als Unteroffizier und Spezialist mit jungen Jahren in der täglichen Arbeit immer wieder aufs neue zu bestehen. Draußen beginnt das Lernen noch einmal. Tausend Eindrücke stürzen auf den frisch gebackenen Unteroffizier ein, Schwierigkeiten und unbekannte Probleme treten auf. In immer kürzeren Zeitabständen wird die Kampftechnik erneuert, kompliziertere Baumuster treffen ein. Der waffentechnische





Unteroffizier muß sie bald aus dem ff kennen.
Das Verantwortungsproblem steht für alle Waffentechniker im Vordergrund. Ihre oftmals schwere Arbeit, ob mit der Lupe wie beim Optikmeister oder mit dem Kreuzschlüssel in der Kfz.-Werkstatt verlangt ein festes politisches Fundament. Wenn eine Panzerbesatzung ständig ihre Normen erfüllt, wenn eine Geschützbedienung mit der ersten Granate trifft, wenn die Funker feste Verbindungen halten, dann trägt dazu nicht unwesentlich der technische Unteroffizier bei. Von der schnellen und fachgerechten Arbeit der technischen Dienste hängt wesentlich die Gefechtsbereitschaft der Truppe ab. Das sagen die Lehrer den Unteroffiziersschülern immer wieder. Denkt daran: Heutzutage wird die militärtechnische Überlegenheit zu einer wichtigen Bedingung für den Sieg. Betreibt keine „Schräubchenpolitik", sondern beherrscht die ganze Baugruppe; und vor allem vergeßt nicht, daß der Mensch die Technik beherrschen, daß der Soldat den Sieg erringen muß.
Im Panzerpark treffen wir Schüler einer ganz anderen Kategorie. Es sind Teilnehmer des Qualifizierungskurses, die ihr Meisterdiplom „machen". Eine Lehranstalt wie diese hätten sich Stabsfeldwebel Klaus Schoissengeier und seine Genossen gewünscht, als sie Waffentechniker wurden.
Viele von ihnen sind mehr als zehn Jahre im Dienst, sie mußten sich seinerzeit unter weit schwierigeren Bedingungen das Abc der Technik aneignen. Natürlich lernten sie dabei Kniffe und Methoden, wie sie eben nur die langjährige Praxis hervorbringt. Was den Werkstattbetrieb angeht, da macht ihnen keiner etwas vor. Doch die Theorie . . .
Die mitunter schon leicht ergrauten Kämpen sind ehrlich zu

Ähnlich wie das Tankett im Panzerkabinett ist der „aufgeschnittene“ SPW 60 PB ein hervorragendes Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht. Auch das Schnittmodell der Haubitze erfüllt diese Funktion. Ans Geschütz gerufen wurde Unteroffiziersschüler Schlitzer.



sich selbst. Man lernt nie aus, das wissen sie nur zu gut, wenn auch die ersten Tage an der Schule ungewohnt waren. Wenn man mit über 30 oder 40, die Mappe in der Hand, singend zum Lehrsaal marschiert, wieder etwas mehr als üblich exerziert, die Familie fern weiß, da fällt es eben nicht leicht. Die meisten von ihnen sehen den Schulbesuch mit den Augen des Parteimitgliedes. Ihnen ist klar, daß unsere Armee stets auf das Modernste ausgerüstet sein muß, soll sie ihre Aufgaben in der Landesverteidigung erfüllen. Neue Waffensysteme verlangen ein hohes Niveau der technischen Wartung und Instandsetzung, das jederzeit mit der gesteigerten Qualität der Kampftechnik Schritt hält. Man sagt, wer den „Trabant“ fährt, kommt auch mit dem Straßenkreuzer klar. Kann man



Na, wie war das doch gleich? Verdammt, immer diese Rechnerei! Mensch, das hast du doch schon mal gehört... Hoffentlich schreibt der nicht noch mehr Fragen. Kurzarbeiten haben es oft in sich, die Gesichter bestätigen es.



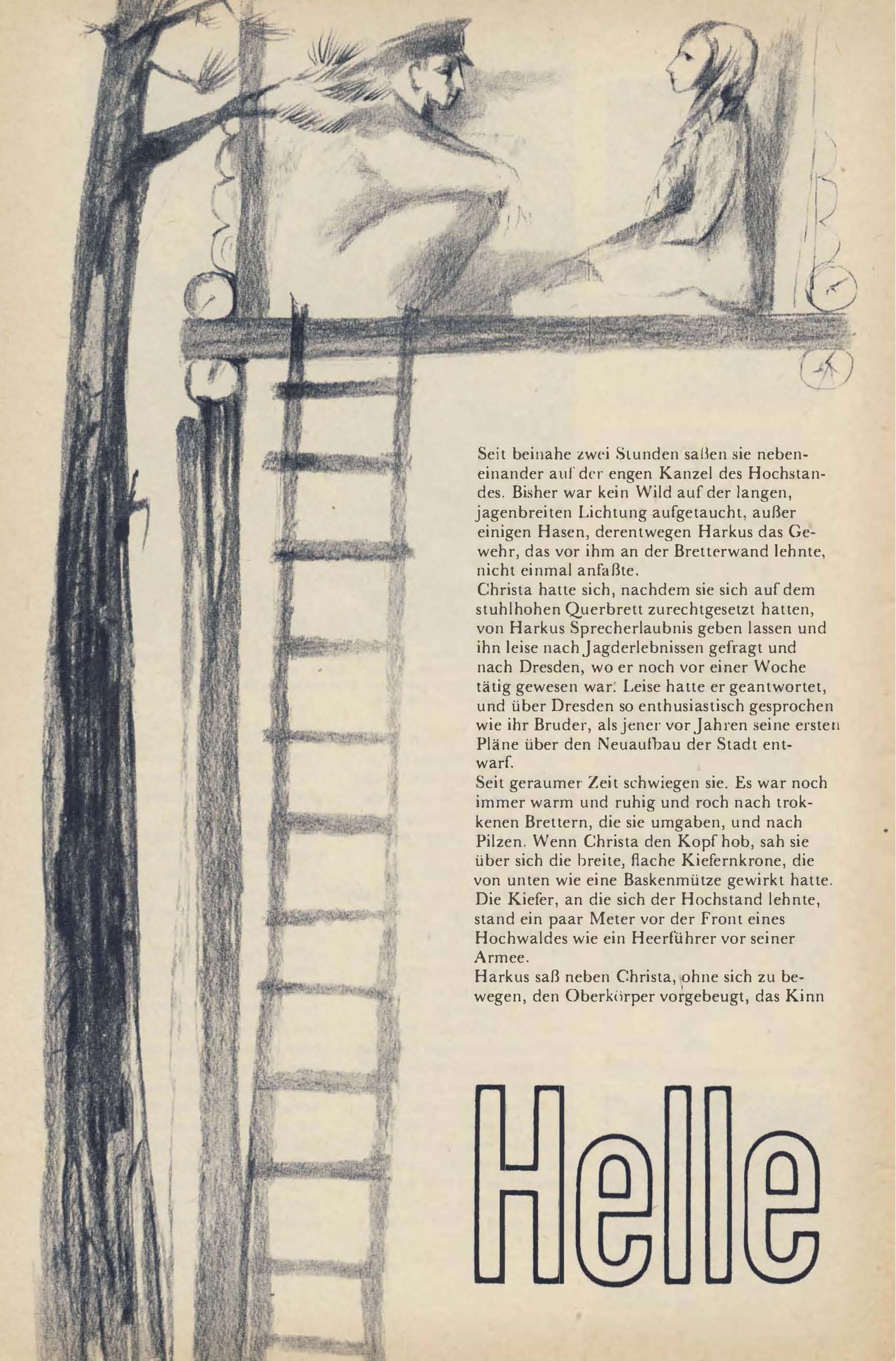
Stabsfeldwebel Klaus Schoissengeier und Feldwebel Günter Merten, zwei von den „Alten". Lohn ihrer Teilnahme am Qualifizierungskurs wird das Diplom eines Meisters der volkseigenen Industrie sein.







da Leuten, die über ein Jahrzehnt auf technischem Gebiet arbeiten, noch viel bieten? Der Stabsfeldwebel hat gleich die Antwort parat: „Man sagt aber auch, daß vom Lernen noch keiner dümmer geworden ist. Seit 13 Jahren arbeite ich panzertechnisch, und doch habe ich hier viel neues hinzugelernt. Unsere heutigen Panzer sind eben nicht mehr der alte T-34. Die Panzertechnik hat von Modell zu Modell einen Qualitätssprung gemacht. Das darf man nicht außer acht lassen."
Das legen die älteren Genossen den jungen Unteroffiziersschülern immer wieder ans Herz. Am Abend nach Dienst erzählen sie aus ihren reichen Erfahrungen, wie das Truppenleben ist, was vom technischen Unteroffizier erwartet wird. „Wir spornen sie an, gut zu lernen, denn nur ein Höchstmaß an Qualifizierung garantiert im Gefecht die schnelle Instandsetzung der Technik – und das wiederum bedeutet Kampfkraft."
Seit dieser Begegnung sind ein paar Wochen ins Land gegangen. Jetzt, wo den Lesern der „AR" diese Zeilen vorliegen, haben die Unteroffiziersschüler ihren großen Tag. Sie legen die Prüfungen ab – und damit den bunten Balken. Die Silberlitze wird fortan ihr Schmuck sein. Dieser Zeitpunkt fällt mit dem für unsere sozialistische Gesellschaft bedeutsamen 25. Jahrestag der Gründung der SED zusammen. Die Schüler, die zu Ehren der Partei der Arbeiterklasse unter der Losung „Salut 25 – jederzeit gefechtsbereit" lernten, werden in der Truppenpraxis durch ausgezeichnete Leistungen für die vorbildliche Ausbildung danken.



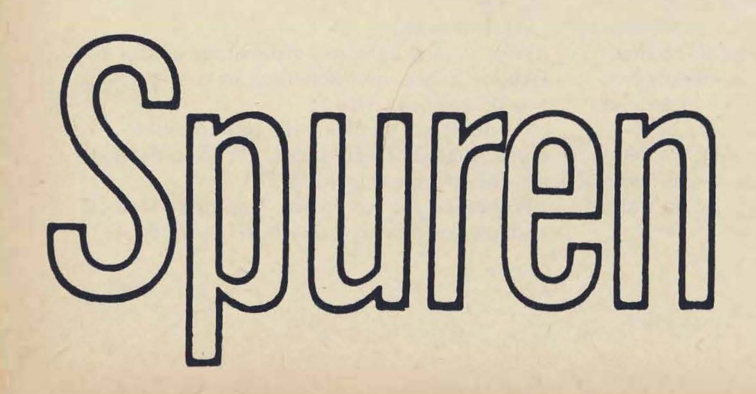
Seit beinahe zwei Stunden saßen sie nebeneinander auf der engen Kanzel des Hochstandes. Bisher war kein Wild auf der langen, jagenbreiten Lichtung aufgetaucht, außer einigen Hasen, derentwegen Harkus das Gewehr, das vor ihm an der Bretterwand lehnte, nicht einmal anfaßte.
Christa hatte sich, nachdem sie sich auf dem stuhlhohen Querbrett zurechtgesetzt hatten, von Harkus Sprecherlaubnis geben lassen und ihn leise nach Jagderlebnissen gefragt und nach Dresden, wo er noch vor einer Woche tätig gewesen war. Leise hatte er geantwortet, und über Dresden so enthusiastisch gesprochen wie ihr Bruder, als jener vor Jahren seine ersten Pläne über den Neuaufbau der Stadt entwarf.
Seit geraumer Zeit schwiegen sie. Es war noch immer warm und ruhig und roch nach trokkenen Brettern, die sie umgaben, und nach Pilzen. Wenn Christa den Kopf hob, sah sie über sich die breite, flache Kiefernkrone, die von unten wie eine Baskenmütze gewirkt hatte. Die Kiefer, an die sich der Hochstand lehnte, stand ein paar Meter vor der Front eines Hochwaldes wie ein Heerführer vor seiner Armee.
Harkus saß neben Christa, ohne sich zu bewegen, den Oberkörper vorgebeugt, das Kinn

Helle

in die Hände gestützt. So blickte er zum gegenüberliegenden Mischwald oder hinunter in die Lichtung. Seine Lider sanken ab und zu tief herab. Von Zeit zu Zeit rieb er mit zwei Fingern die Augen. Bei jedem Atemzug knarrte leise seine Lederjacke. Er, der seit fast einer Woche ganz Jesnack in Atem hielt, saß müde und stumm neben Christa. Am Mittwoch vor dem Ledigenheim hatte er ihr prophezeit, daß sie in den folgenden Tagen noch ganz andere Dinge über ihn zu hören bekommen würde. Sie hatte sie zu hören bekommen, in der Bibliothek ebenso wie in der Siedlung. Einige von ihnen hatte sie sich genau gemerkt. Neue Besen kehren gut! Der will sich einen Orden verdienen, ein ganz Scharfer! Endlich weht ein frischer Wind durchs Regiment! Ein Querkopf ist er und ein Eigenbrötler dazu, der das ganze Regiment auf den Hund bringt! Harkus zeigt dem ganzen Regiment, was eine Harke ist! So wie es bei uns jetzt zugeht, so ungefähr muß ein Rückzug aussehen! Wenn er es weiter so treibt, müssen wir Frauen ihm mal auf die Bude rücken!
Streitbare Äußerungen, aber sie gaben die Situation im Regiment wider, und sie hatten Christa Friedrichs von Tag zu Tag neugieriger gemacht. Harkus hatte es geschafft, in wenigen Tagen fast alle Frauen der Siedlung und eine ganze Reihe von Offizieren gegen sich aufzubringen. Erstaunlicherweise waren die Mehrzahl seiner Verteidiger Soldaten und Unteroffiziere. Ihn aber schien das alles kaltzulassen, darüber lachte er, feierte Wiedersehen mit Wallenstock, spazierte seelenruhig zur Jagd, und im Augenblick schien er zu schlafen. Tief und ruhig atmete er. Christa hatte Gelegenheit, ihn ungestört anzusehen; kurzgeschnittenes, dichtes Haar, am Hinterkopf und über den Ohren vom Mützenrand angedrückt, gerade, schmale Nase, braune Gesichtshaut, vor dem Ohr und am Hals ein wenig oberflächlich rasiert. Was wußte sie von ihm? Warum trieb er das Regiment und damit die Siedlung aus ihrem gewohnten und bewährten Lebens- und Arbeitsrhythmus? Was machte es notwendig, daß die Offiziere seit einer Woche die Kaserne nicht mehr pünktlich

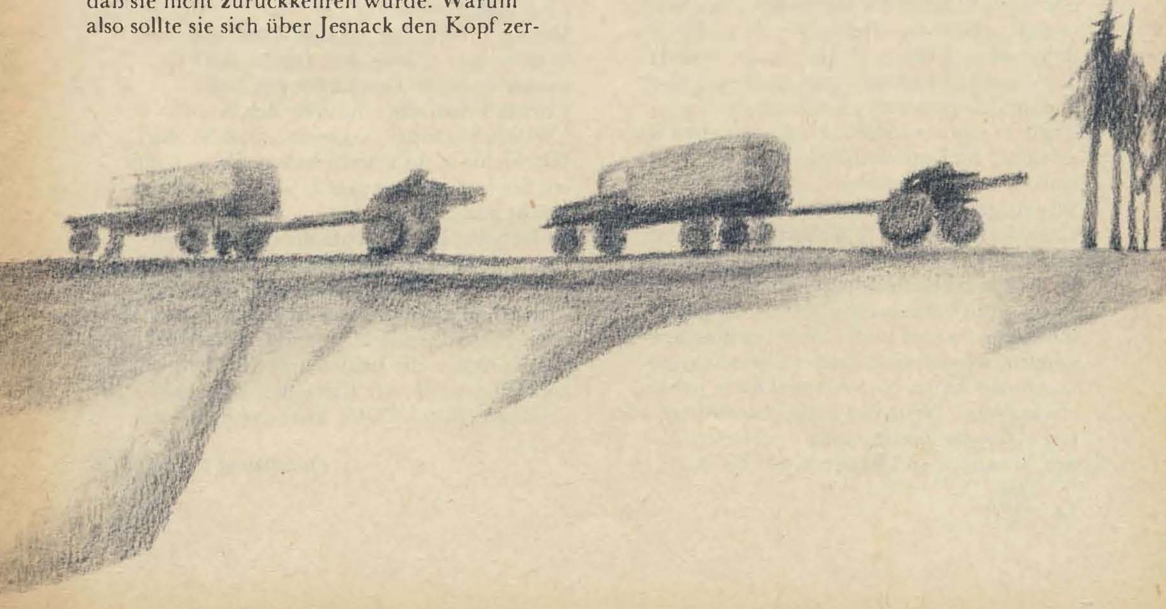
Major Walter Flegel

verließen und nachts plötzlich der Alarm wieder mit seinen harten Schritten und Kommandos durch die Siedlung lief und viele Einwohner weckte und erschreckte? Warum wurde nach vielen Monaten plötzlich auch der Sonntag wieder zum Wochentag, der alle Einwohner an die Siedlung fesselte? Warum handelte Harkus so, welche Absichten und Ziele verfolgte er? Und warum verstanden so viele sie nicht? War er nicht in der Lage, sie ihnen zu erklären? Und die anderen, begriffen sie ihn nicht oder wollten sie ihn nicht begreifen? Sie waren doch aber keine Dummköpfe. Weber oder Pelzer oder Kieselbach. Und warum verteidigten ihn so viele Soldaten und Unteroffiziere, Zedler, Ringel und Grase, oder Offiziere wie Karger und Stelter. Sogar Tietze, dem Christa vorgestern ein paar Bücher ins Poselower Lazarett gebracht hatte, verteidigte ihn. Weshalb machte sich Harkus aus alledem nichts? War er klüger als alle, blickte und dachte er weiter als sie? Oder waren die anderen ihm ganz einfach gleichgültig?
Sie verstand ihn nicht. Sie spürte, daß die Spannungen in Jesnack täglich zunahmen, und eines Tages mußten sie sich entladen.
Wo würden die Blitze dann einschlagen? Das wußte sie nicht, weil sie von Harkus nicht genug und vom Regiment viel zuwenig wußte, obwohl sie seit zwei Jahren zu ihm gehörte. Aber sie wollte Partei ergreifen wie all die anderen, sie wollte wissen, worum es ging. Dafür war sie lange genug in Jesnack, und dafür glaubte sie Harkus lange genug zu kennen. Christa Friedrichs hatte bereits Partei ergriffen, am Mittwoch schon, als sie Harkus die ersten Äußerungen wiedergegeben hatte, die sie über ihn gehört hatte. In Wirklichkeit ging es ihr nur darum, sein Verhalten, seine Absichten zu begreifen.



In unveränderter Haltung saß er neben ihr, ruhig atmend in der knarrenden Lederjacke. Ein leichter Wind wisselte über ihnen durch die flache Krone. Drüben aus dem Mischwald trat Abenddunst, Vorbote der Dämmerung. Plötzlich richtete sich Harkus auf und reckte sich. „Langweilig?“ fragte er. Seine Augen waren gerötet und ein wenig geschwollen. Christa schüttelte den Kopf. „Müde?“ fragte sie ebenso leise, wie er gefragt hatte.
Er nickte. „Der Wodka, wissen Sie. Und die vergangene Woche war hart.“
„Ja, das habe ich auch gehört.“
„Wirklich?“
Sie griff mit beiden Händen nach ihrem Zopf und flocht an seinen Enden.
„Ach ja, zur Bibliothek kommt mancher wie zu einer Insel und sagt dort, wozu er anderswo keinen Mut hat oder keine Gelegenheit.“
„Stimmt“, erwiderte sie, ließ die Zopfenden einen Augenblick los und begann sie von neuem zusammenzuflechten. Von der Seite wirkte sie ein bißchen wie Anna, wenn sie morgens auf dem Bettrand gesessen und den Zopf geflochten hatte, eine Haarnadel für den Knoten zwischen den Lippen. Christas Haar war ebenso dunkel, aber nicht so lang, und Anna war größer gewesen.
„Und wozu hatte mancher in der Bibliothek wieder Gelegenheit und Mut?“ erkundigte er sich. Nachdenklich blickte Christa ihn an. Er spürte, daß sie mit der Antwort zögerte, und sagte: „Scheint schlimm gewesen zu sein.“
Sie hob die Schulter. „Ich weiß nicht, was Sie für schlimm halten. Aber bitte!“ Sie wiederholte einige der Äußerungen und beobachtete dabei sein Gesicht und die Augen. Sie verengten sich, wurden streng, wie sie während des ganzen Nachmittags nicht gewesen waren. Die Steilfalte über der Nase war auf einmal wieder da, und jetzt lachte Harkus nicht über die Meinungen der anderen wie vor vier Tagen auf der Straße vor dem Ledigenheim. Doch auch heute fragte er nicht nach Namen. Ich hätte nichts sagen sollen, dachte Christa. Harkus blickte hinunter in die Lichtung. Ein Querkopf also und Eigenbrötler, der das ganze Regiment auf den Hund bringt. Zustände wie bei einem Rückzug. Am Mittwoch hatte er über die Äußerungen noch gelacht. Aber seither waren vier Tage vergangen. Er konnte die Meinungen nicht mehr abtun. Sie gehörten zu dem Abwarten im Regiment und spiegelten, abgesehen von den gehässigen Bemerkungen, die Lage im Regiment wider. Eine Situation, die er nicht vorausgesehen und nicht beabsichtigt hatte, aus der er im Augenblick keinen Ausweg wußte, deren Ursachen er nicht einmal genau kannte. Christa Friedrichs flocht immer noch an ihrem Zopf.
„Viel Gutes war ja nicht dabei“, sagte er. „Hätt' ich nur nichts gesagt.“
„Warum?“
„Sicherlich habe ich Ihnen den Abend verdorben und außerdem... Ich weiß nicht“, wieder zuckte sie mit den Schultern. „Wer hat recht? Ich weiß ja nicht mal, worum es geht. Ich weiß nur, solange ich in Jesnack bin, gab's eine solche Spannung wie jetzt nicht. Irgend etwas bahnt sich an. Es ist wie vor einem Gewitter, wenn alles auf den ersten Guß oder den ersten Blitz wartet. Irgendwo wird es einschlagen, und irgend jemand wird naß werden. Aber wo und wer? Ich weiß nicht...“ Sie stützte die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände, die noch immer den Zopf festhielten. Sie spürte, daß Harkus sie anblickte.
„Komisch“, sagte er.
„Was?“
„Überall, wo ich heute hinkomme..., alle machen sich Sorgen ums Regiment. Wallenstock, Sie...“
„Was ist denn daran komisch? Machen Sie sich etwa keine?“
„Doch, doch. Aber ich werde für die Sorgen, die mir Jesnack macht, bezahlt.“
Er bemühte sich um einen leichten, unterhaltsamen Ton.
Christa blickte ihn kurz an und sah, daß sein Gesicht sich wieder entspannte. Zwang er sich dazu, oder hatte er das Gehörte so schnell eingeordnet und sich schon entschieden, wie er reagieren wollte? „Ihre Ruhe verstehe ich nicht“, sagte sie, richtete sich auf und ließ den Zopf fallen, der schwer und fest war; und als er gegen die Wildlederjacke schlug, klang es wie der Aufprall eines Apfels in dichtem Gras.
„Wissen Sie, Christa, vor Gewittern hatte ich schon als Junge nie Angst. Sie sehen oft gefährlicher aus, als sie sind. Viele jagt ein kräftiger Wind schon weg. Und wenn schon. Gewitter reinigen die Atmosphäre.“
„Ein bißchen verschlüsselt. Und wofür halten Sie sich? Für das Gewitter oder den Wind?“
Da lachte er, wie er am Schneisenrand gelacht hatte, jungenhaft und ansteckend.
„Meinen Plan“, sagte Christa, „haben Sie auch durcheinandergebracht.“
„Tut mir leid. Und welche der Äußerungen stammt von Ihnen?“
„Keine.“
„Warum nicht?“
„Weil..., ich habe mir gedacht, er wird seine Gründe haben, und sicherlich ist es notwendig, was da gemacht wird.“
„Vernünftig.“ Er nickte ihr zu und senkte einen Augenblick die Lider. „Warum denken die anderen nicht so wie Sie?“
„Woher soll ich das wissen. Vielleicht, weil die anderen mehr wissen als ich. Ich weiß doch

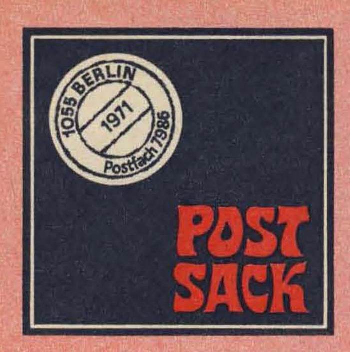
gar nichts. Warum das alles, Alarme, Übungen und dieses ganze..." Sie zögerte, und er sagte: „Durcheinander".
„Na ja. Und so viele sind dagegen und nicht irgendwer. In der Siedlung dürfen Sie sich bald nicht mehr sehen lassen. Muß das alles sein? Ich sehe da nicht durch."
„Da sehe ich ja kaum durch, und ich komme geradenwegs von der Akademie."
Am Waldrand waren keine Einzelheiten mehr zu erkennen. Die Dämmerung drang bereits in die Lichtung vor. Nur der Himmel war noch hell. Harkus nahm das Fernglas aus dem Rucksack und suchte lange den gegenüberliegenden Waldrand ab. Schließlich hängte er das Glas vor sich an die Bretterwand an einen Nagel. Wollte er nicht antworten, oder konnte er nicht? Wahrscheinlich wollte er nicht.
Christa Friedrichs ärgerte sich, daß sie sich derart ereifert, daß sie gefragt, daß sie überhaupt angefangen hatte, vom Regiment zu reden. Auf der Schneise hatte sie sich über Harkus' Einladung gefreut. Warum eigentlich? Was hatte sie sich von diesem Abend auf dem Hochstand versprochen? Jetzt war er der alte, der wortkarge, finstere Harkus, wie sie ihn immer gekannt hatte. Und es schien, daß die Männer und Frauen doch recht hatten. Rücksichtslos und stur ist er. Jesnack hört für ihn dort auf, wo die Siedlung anfängt. Und Frauen traut er nichts zu. Nichts Gutes, das beweist schon, daß er noch ledig ist. Von Frauen hält er nichts. Sie lehnte sich gegen den Balken und blickte zu Harkus, der unbeweglich saß und über die Bretterwand hinunter in die Lichtung schaute. Was gingen er und Jesnack sie überhaupt noch an? Sie waren sich einmal mehr begegnet, zufällig und ohne daß sich daraus Verpflichtungen ergeben hätten. In wenigen Tagen verließ sie Jesnack, und auf einmal war sich Christa Friedrichs sicher, daß sie nicht zurückkehren würde. Warum also sollte sie sich über Jesnack den Kopf zerbrechen, für wen sich ereifern? Ihr konnte es ja gleichgültig sein, wann und wo sich die Spannung über Jesnack entlud, wo es einschlug und wer naß wurde. An dem großen Haus des Buches, das mitten in Dresden stehen und das hellste und freundlichste Gebäude sein würde, wurde schon gebaut.
Sie blickte zur Uhr, die Zeiger waren nur schwer zu erkennen. Sie wäre jetzt gern gegangen, zurück nach Jesnack, in ihre beiden Zimmer, zurück zu den Bildern von Dresden. Aber Christa kannte den Rückweg nicht genau. So weit hatte sie sich noch nie von Jesnack entfernt. Und Harkus bitten, die Jagd abzubrechen, das wollte sie nicht.
Plötzlich griff Harkus nach dem Glas, hob es vor die Augen, und mit der anderen Hand nahm er sein Gewehr und legte den Lauf über die Brüstung. Nach wenigen Sekunden lehnte er es wieder an die Bretter. Das Glas reichte er ihr. „Wollen Sie mal?" Sie nahm es und spürte noch die Wärme seiner Hand. Langsam hob sie es an die Augen, und der Waldrand sprang ihr grau entgegen. Christa Friedrichs unterschied die Stämme und Äste der Buchen und Silberpappeln. Nirgendwo war eine Bewegung. „Wie ist es", fragte Harkus, „wollen Sie etwas essen?"
Christa hängte das Fernglas an den Nagel und dachte: Er sucht wieder Anschluß.
Er holte Wallenstocks Marschverpflegung aus dem Rucksack und legte sie, zur Seitenwand rückend, auf das Sitzbrett.
Während er nach dem Essen den Rest einpackte, sagte er: „Schade, daß ich die Geschichte von dem Schnitter noch nicht gelesen habe."
Sie antwortete nicht, und er fügte hinzu: „Da hätten wir jetzt Gesprächsstoff."
Harkus suchte tatsächlich Anschluß. Er hatte



sofort gespürt, daß seine Bemerkung an ihrem Schweigen schuld war.
„Um einen Schnitter geht es in der Geschichte Aitmatows gar nicht", erklärte sie leise. „‚Der Weg des Schnitters', das ist ein Symbol, ebenso wie die ‚Goldspur der Garben'. So wird die Geschichte auch übersetzt."
„Was für eine Spur?"
„Schauen Sie zum Himmel." Er hob den Kopf.
„Was sehen Sie?"
„Die Krone, Kienäppel, und ganz oben ein paar Sterne, die Milchstraße..."
„Das ist sie, die Goldspur der Garben. Aitmatow ist Kirgise. Dort gibt es eine alte Legende, die besagt: Am ersten Erntetag geht der Schnitter über den Himmel, stolz auf seine Arbeit. Unter dem Arm trägt er eine Garbe. Die Ernte ist so reich, daß er unterwegs Halme, Spelzen und Körner verliert, und so entsteht am Himmel eine breite, helle Spur."
„Ich wußte das bisher anders", sagte Harkus und blickte noch einmal zum Himmel hinauf. „Herkules wird von Juno gestillt, läßt einen Tropfen Milch fallen, der läuft aus am Himmel, und die Milchstraße ist fertig. Aber ein Schnitter ist mir lieber als Götter."
„Ja", sagte sie und erklärte weiter: „In Wirklichkeit geht es in der Geschichte um den Krieg."
„Aha", sagt er, und Christa spürte, daß er immer aufmerksamer wurde, je länger und genauer sie vom Leid des Krieges sprach, das Aitmatow am Schicksal einer Familie schilderte, und von den Opfern der Menschen, mit denen sie den Krieg bezwungen hatten.
Als sie eine Pause machte, fragte er, ob sie auch mit anderen schon über die Geschichte gesprochen hatte. „Ja, einmal vor Frauen und zweimal vor Soldaten."
„Und immer über die Opfer und das Leid?"
„Natürlich. Über die Menschen, die gemeinsam das alles überwinden, wie sie zu Helden dabei werden und..." Sie stutzte. War da ein Vorwurf in seiner Frage gewesen? Aber ehe sie sich genau an sie erinnern konnte, fragte er schon wieder. „Und was haben Sie erreicht? Bleiben wir bei den Frauen. Wie sind sie danach gewesen?"
Wie sie gewesen sind? Warum fragte er das? Christa erinnerte sich. Sie hatten den Klub gemeinsam verlassen. Irgend etwas hatte sie an diesem Abend alle miteinander verbunden. Keine Frau hatte es eilig gehabt. Sie hatten geschwiegen, waren in die Siedlung hineingegangen, wo sich eine nach der anderen verabschiedet hatte. Nur zweimal hatte jemand etwas gesagt. Niemand hatte geantwortet, und trotzdem war Zustimmung dagewesen. Von den Männern und Kindern war die Rede gewesen. Kinder werden großgezogen, und ehe sie richtig gelebt haben, holt sie vielleicht der nächste Krieg. Und die ersten würden die Männer sein. Immer sind die Männer die ersten. Und immer folgen ihnen die Söhne. Das beste war, man dachte nicht daran. Man lebte.
Das letzte Wegstück war Christa Friedrichs mit Frau Weber gegangen, und die hatte vor ihrem Haus gesagt: „Die Stimmung der Frauen..., ich kann mir nicht helfen. Da war nicht alles gut. Wir haben etwas falsch gemacht heute." Christa Friedrichs hatte Aitmatow, seine Geschichte und die Frauen nicht mehr verteidigen können, denn Frau Weber war schon hinter ihrem Gartentor gewesen.
Harkus ließ sich nicht mit einer allgemeinen Antwort abspeisen. Er fragte genau und so lange, bis er alles, woran sie sich erinnerte, wußte. Dann sagte er leise und bestimmt: „Ilse hat recht gehabt. Wenn die Frauen so nach Hause gegangen sind, braucht sich keiner zu wundern. Sie wittern hinter jedem Alarm einen Krieg. Sie sind auf jeden böse, der mehr von den Männern verlangt, als sie für notwendig halten. Zuletzt wenden sie sich gegen alles, was die Männer aus der Siedlung holt. Ich fange an durchzusehen. Die Männer bleiben ja nicht frei von dieser Haltung und glauben schließlich auch, sie haben genug getan oder tun genug." Es war, als dachte er laut. Und während sie ihm zuhörte, begriff sie, daß er wirklich erst durchzusehen begann, daß er sie vorhin nicht aus irgendwelchen Gründen abgewiesen hatte, sondern weil er die Ursachen für die Situation in Jesnack selbst noch nicht genau wußte.
„Da ist einiges falsch gemacht worden", sagte er, „nicht nur bei Ihrer Unterhaltung mit den Frauen. Kennt Weber die Geschichte?"
„Welche Geschichte?"
„Die vom Schnitter?"
„Ich glaub', nein."
Harkus stieß heftig die Luft durch die Nase. Warum war er böse, was ärgerte ihn? Er kannte doch die Geschichte gar nicht.
Christa Friedrichs schüttelte den Kopf. „Wirklich schade", sagte sie, „daß Sie die Geschichte nicht gelesen haben. Dann könnten Sie mir genauer sagen, was wir falsch gemacht haben."
Er lächelte. Er versuchte ihr Gesicht zu erkennen, sah aber nur noch das helle Oval mit den Schatten der Augen und des Mundes. „Vielleicht gelingt es mir trotzdem", sagte er leise. „Sie haben sich bei Ihrer Unterhaltung auf die Opfer, die Leiden und das Heldentum konzentriert, die der Krieg den Menschen abverlangte. Stimmt alles, aber darum geht es

Fortsetzung auf Seite 82





Nur an Aktive

Sie erwähnten in einer Ihrer letzten Ausgaben das neue „Absolventenabzeichen". Erhalten dieses Abzeichen auch Genossen, die vor Jahren ein Studium erfolgreich abgeschlossen haben, mittlerweile aber schon aus dem aktiven Dienst entlassen sind?
Hauptmann d. R. Wohlgemuth, Berlin

An Offiziere der Reserve und Offiziere außer Dienst wird das Abzeichen nicht überreicht.

Kasatschok mit dem Kompaniechef

Am 18. Dezember herrschte in der Dresdener Gaststätte „Glück auf" eine fröhliche Stimmung. Die zweite Kraftfahrerkompanie veranstaltete einen Tanzabend, zu dem die Frauen und Freundinnen der Soldaten eingeladen waren. Nach einem gemeinsamen Essen wurden fleißig die Tanzbeine strapaziert. Zwischendurch gab die Kabarettgruppe ein kleines Programm aus dem Armeealltag zum Besten. Allen werden die Stunden in guter Erinnerung bleiben.
Siglinde Gotthardt, Karl-Marx-Stadt

Halben Hunderter zuviel erwartet

Mein Sohn ist Unteroffizier der NVA und vertritt die Meinung, daß er bei einem späteren Reservistenwehrdienst einen Wehrsold von 160,– Mark erhält. Ich weiß aber aus früheren Jahren, daß sich dieser nur auf 110,– Mark beläuft.
Waldemar Thiel, Rostock

Daran hat sich auch nichts geändert. Es bleibt bei 110 Mark für den Dienstgrad Unteroffizier; hinzu kommen die üblichen Ausgleichszahlungen des Betriebes.

Patrioten

Die Organisation der Freiheitskämpfer von Südvietnam wird oft **FNL** genannt. Was bedeuten diese drei Buchstaben?
Gefreiter Hasenreuter, Meinungen

Sie wurden aus der französischen Bezeichnung für die „Nationale Front für die Befreiung Südvietnams = le ***f****ront* ***n****ational de* ***l****iberation" gebildet.*

Stubendank

Bin schon seit 1964 ein treuer Leser der AR. Zur Zeit diene ich bei den Grenztruppen. Für Eure Leistungen möchte ich Euch im Namen meiner Stubengenossen sehr danken. Macht weiter so!
Soldat Schulze, Staaken

Doppelt hält besser

Warum muß ich denn die doppelte Anzahl von Wasch-, Zahnputz-, Rasier-, Näh- und Stopfzeug bei der Einberufung mitbringen? Ich brauche doch alles nur einmal, und fehlende Sachen kann ich später in der Kaserne kaufen.
Siegbert Dallome, Zerbst

Für den täglichen Bedarf reicht natürlich je ein Stück aus. Die zweite Garnitur kommt ins Sturmgepäck, damit bei Alarm alle „Siebensachen" stets beisammen sind.

Ohne Umwege

Liebe AR! Besten Dank für Ihre Vermittlerrolle bei der Erledigung meiner Beschwerde. Inzwischen führte man mit mir im Stab der Einheit eine Aussprache, bei der alle Probleme geklärt werden konnten. Meine ursprüngliche Befürchtung, ich würde hier auf taube Ohren stoßen oder gar anecken, erwies sich als nicht stichhaltig. Dabei habe ich auch eingesehen, daß es auf alle Fälle zweckmäßiger ist, sich zuerst an seine Vorgesetzten zu wenden, ehe man eventuell andere Stellen anspricht. An Ort und Stelle kann vieles sachgerechter und vor allem schneller entschieden werden.
Unteroffizier Weinert, Leipzig

Anstößige Freizeitgarnitur

Da meint ein Stabsgefreiter Strauch, in seiner Kasernenfreizeit andauernd den Trainingsanzug tragen zu können (Postsack 1/71). Ich weiß ja nun nicht, wie der Genosse zu Hause herumläuft, aber ich würde mich nicht wohlfühlen, wenn ich auch noch abends und sonntags die Sportsachen (womöglich noch durchschwitzt und schmutzig) an hätte.
Gefreiter Müller, Neubrandenburg



Meisterschule

Mein Freund erwarb an der Technischen Unteroffiziersschule die Berufsbezeichnung „Waffenmeister". Welche Tätigkeit im zivilen Bereich ist dem gleichgestellt?
Unterfeldwebel Schmeißer, Zeithain

Meister der sozialistischen Industrie für Maschinen-, Aggregate- und Gerätebau sowie für Schwermaschinen- und Anlagenbau.

Auch vom Geld „befreit"

Erhalten Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten, die über den Sonderurlaub hinaus vom Dienst befreit sind, ihr Gehalt weiter?
Feldwebel Callmus, Frankfurt

Dienstbezüge, Zulagen und Zuschläge fallen während dieser Zeit weg.

Soldat vom ersten Tage an

Darf ich den Dienstgrad Soldat schon während der Grundausbildung oder erst danach führen?
Gerhard Zeibell, Wismar

Zu diesem ersten Dienstgrad werden Sie bereits am Tage Ihrer Einberufung ernannt.

Wenn's hoch geht

Bei technischen Angaben von Fahrzeugen spricht man oft von Steig- und Kletterfähigkeit. Worin besteht der Unterschied?
Funker Annenhausen, Leipzig

Die Steigfähigkeit bezeichnet das Maß der Steigung einer befestigten, trockenen Fahrbahn, die mit dem Kfz. im kleinsten Gang befahren werden kann. Die Kletterfähigkeit gibt die Höhe einer senkrechten Wand (Stufe) an, die mit dem Fahrzeug aus dem Stand heraus überwunden werden kann.

Darf's für 500 g mehr sein?

Die Größe eines Geschützes wird heute oft mit Kaliber angegeben. Was bedeutet dieses Wort?
Gefreiter Helmstedt, Torgau

Es wird von lateinisch qua libra = „wieviel Pfund?" abgeleitet. In alten Zeiten wurde ein Geschoß nämlich nach seinem Gewicht bezeichnet. Heute bezeichnet das Wort den Innendurchmesser (diametral) des Rohres oder des Laufes.

Endziel: Oktober und April

Bei uns spricht man davon, daß die Genossen zwei Monate eher entlassen werden. Hat sich durch die neue Hochschulreform etwas verändert?
Unteroffizier Reißig, Frankenberg

Es bleibt bei den bisher üblichen Terminen für die Versetzung in die Reserve.

Besuch bei „Pik Dame"

Ist das Impfen für alle Armisten Pflicht?
Gefreiter Stockelhausen, Neubrandenburg

Sofern man nicht vom Arzt befreit ist, ja. Aber Soldaten unterziehen sich gewiß gern der Prozedur, weil sie mutig sind!

Aus den Augen, aus dem Sinn?

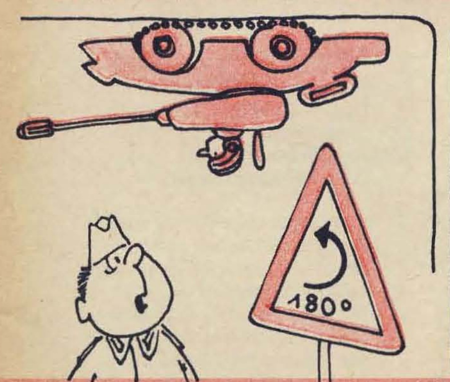
Bei meiner Versetzung in die Reserve (ich diente bei den Grenzern in Oschersleben) am 28. 10. 1970 erhielt ich keine Reservistenmedaille und keine Erinnerungsgeschenke. Drei anderen Gefreiten aus unserer Gruppe erging es ebenso. Angeblich waren die Sachen nicht da. Oberstleutnant Holubek sicherte uns zu, die Dinge nachzuschicken. Leider geschah das nicht – trotz Aufforderungen des Wehrkreiskommandos und des Leiters des Reservistenkollektivs unseres Betriebes.
Gefreiter d. R. Meyer, Wittenberg

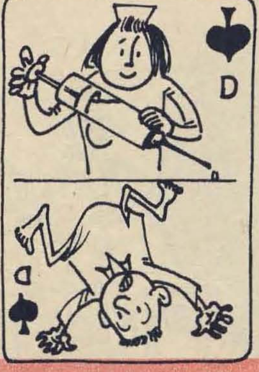
Was lange währt, wird endlich gut – aber hier scheint die Zeit doch überschritten worden zu sein. Was meinen die Vorgesetzten?

Unterhosenwäsche

Muß ich mir die Leibwäsche selbst waschen, wenn ich Soldat bin, oder kann ich sie nach Hause schicken?
Erwin Molz, Güstrow

Weder das eine noch das andere. Die Unterwäsche wird von der Armee geliefert und in der Dienststelle regelmäßig umgetauscht.







Wiedersehen im Magazin(format)?

Mein Schatz wird jetzt eingezogen. Ist es möglich, daß mal ein Foto von ihm in der AR erscheint?
Margit Steffen, Oranienburg

Wenn's der Zufall will, kommt er auch mal vor unsere Objektive! Die Chancen in 1½ Jahren sind allerdings sehr gering.

Zweimal gibt's nicht

Im Dezember habe ich geheiratet. Obwohl ich mehrmals Sonderurlaub einreichte, gewährte man mir keinen Tag. Als Begründung sagte man mir, daß die Heirat genau in meine reguläre Urlaubszeit fiel und es in diesem Fall keinen Sonderurlaub gibt.
Unteroffiziersschüler Beckmann, Potsdam

Ihre Vorgesetzten haben richtig gehandelt. Ein Sonderurlaub wird nur zu der Zeit des besonderen Anlasses gewährt; es ist nicht statthaft, ihn mit dem Erholungsurlaub zu koppeln, also zusätzlich oder nachträglich zu genehmigen.

Ballgeflüster

Ich lese Ihr Magazin schon 3 Jahre, muß aber feststellen, daß Sie noch nicht einmal eine Fußballmannschaft in Bild und Text vorgestellt haben.
Dietmar Gedlich, Riesa

Im August- oder Septemberheft hat die ASG Meiningen bei uns Anstoß.

Sani-Perspektiven

Was kann ich im Bereich des Gesundheitswesens werden, wenn ich drei Jahre meinen Dienst als Sanitäts-Unteroffizier in der NVA versah?
Unterfeldwebel d. R. Stamm, Quedlinburg

Sie können als Krankenpfleger (mittlerer medizinischer Beruf) anerkannt und in allen dieser Qualifikation entsprechenden Tätigkeitsbereichen eingesetzt werden. Sie haben die gleichen beruflichen Perspektiven wie im staatlichen Gesundheitswesen ausgebildete Krankenpfleger und Krankenschwestern.

Zuhause angekommen ...

Ein Genosse erzählte mir, daß man sich nach der Entlassung wieder beim Wehrkreiskommando melden muß.
Gefreiter Arndt, Sondershausen

Das stimmt, bis spätestens vier Tage nach der Versetzung in die Reserve muß man dort vorsprechen.

Immer wieder ein Gewinn

In den bisherigen Heften der AR wurde so viel Interessantes gebracht, daß es immer wieder ein Gewinn ist, diese Zeitschrift zur Hand zu nehmen. Einem Angehörigen der Reserve ist es gerade auch durch das Studium militärischer Zeitschriften möglich, immer auf „dem laufenden" zu bleiben.
Unteroffizier d. R. Berger, Clausberg

Kein Feierabend

Das Höchstalter für Unteroffiziere im aktiven Wehrdienst ist auf 45 Jahre festgelegt. Müssen jetzt alle älteren Genossen ihren Dienst aufgeben?
Oberfeldwebel Weinmeister, Leipzig

Keinesfalls, die Arbeit dieser Genossen ist nach wie vor geschätzt. Die obengenannte Zahl stellt die Regel dar, Ausnahmen (die ganze Dienststellungen betreffen können) sind zulässig.

Dienstvorschriftliches

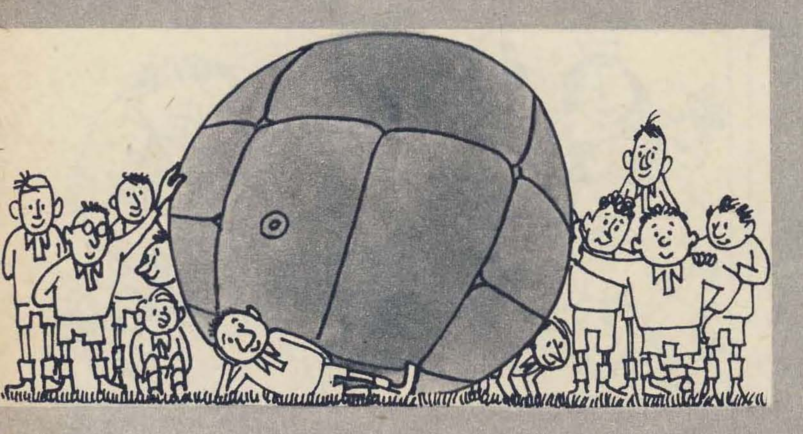
Der Staatsrat hat seine Erlasse über die Innendienst- und Disziplinarvorschrift außer Kraft gesetzt. Bedeutet das, daß die beiden Vorschriften nicht mehr angewendet werden?
Leutnant Weigel, Neubrandenburg

Der Staatsrat beschloß aber keinen rechtlosen Zustand. Beide Vorschriften bleiben solange verbindlich, bis der Minister für Nationale Verteidigung entsprechende neue Bestimmungen erläßt.

Terrorflieger

Starten die B 52-Bomber der USA bei ihren Terrorangriffen gegen Korea und Vietnam von Flugzeugträgern?
Walter Huckle, Stralsund

Das ist technisch nicht möglich. Stützpunkte dieser Langstreckenflugzeuge (Reichweite 16 000 km) liegen in Japan, Thailand, auf den Philippinen und der Insel Guam (zur Marianen-Inselgruppe im Stillen Ozean gehörend).



Vignetten: Klaus Arndt





Buchverlag Der Morgen 1970, 230 S., 7,50 M.

Stanislaw R. Dobrowolski: „Ein schweres Frühjahr"

Thema dieses Buches: Der Krieg. Genauer gesagt, die letzten Tage des zweiten Weltkrieges. Das schwere Frühjahr, in dem sich die Menschen mit dem Frieden vertraut machen mußten, in dem sich Wünsche glücklich erfüllten oder dunkle Ahnungen sich böse bestätigten. Erst nachdem Ruhe eingekehrt war, konnte man die Opfer richtig wahrnehmen, war das Erstaunen, dieses Inferno überstanden zu haben, unermeßlich. Die Freude, diese gewaltige Freude, war gedämpft. Zu schlimm waren die Leiden gewesen. Der polnische Autor beabsichtigte nicht die Darstellung von Kampfhandlungen und das Beschreiben von Heldenmut im Kampf gegen Faschisten, sondern packt aktuellere Probleme an. Wie geht es nach diesem Krieg weiter? Er gestaltet die komplizierten Monate des Neubeginns. Die polnischen Städte waren zerstört, das Land verwüstet, die Menschen erschlagen, verwundet, krank. Der Held des Buches haßt die Faschisten, muß sie hassen nach all dem, was sie ihm und seinem Volk zugefügt haben. Und nun? Ist das alles vorbei? Von heute auf morgen alles vorbei? Hat Jasinski, haben die vielen polnischen Bürger nicht ein Recht auf Vergeltung? Gilt das alte Gesetz noch: Auge um Auge, Zahn um Zahn? Die eigene Erfahrung lehrte Jasinski, daß Deutsche nicht gleich Deutsche sind, wie er auch erfahren muß, daß Polen nicht gleich Polen sind.

So schreibt der Autor mit anerkennenswerter Offenheit von den Gefühlen und Gedanken der Menschen in den ersten Stunden des Friedens, der damals noch keiner sein konnte. Er gestaltet den Schmerz und die Erhabenheit jener Stunden, ihre Problematik, weil dieses gewaltige Ringen erst aufzuarbeiten war, und weil sich Wege zeigten, die zu begehen erst gelernt werden mußte. Dieses Buch macht in manchen seiner Partien spezifische Probleme unseres Nachbarlandes besonders deutlich. Es finden sich in seinem Grundanliegen auch recht vertraute Züge, und die Verwandtschaft der beiden befreundeten Länder ist unverkennbar. *Claus*

Nach dem Manöver *

258 S., 8,60 M; DMV

„Nach dem Manöver"

Erzählungen und Gedichte, gewidmet der Nationalen Volksarmee

Ernstes und Heiteres in Prosa und Lyrik ist für diese Anthologie zusammengetragen worden. Bekannte Autoren unserer Republik wie z. B. Uwe Berger, Martha Nawrath, Helmut Preißler, Harry Thürk, beschreiben in vielfältiger literarischer Form den Soldatenalltag, zeigen das Antlitz der sozialistischen Soldatenpersönlichkeit in unserer Armee, würdigen ihre ehrenvolle, bedeutsame Aufgabe in unserem Land.

KLK an PTX – Die Rote Kapelle (DEFA)

Dieses Werk von Wera und Claus Küchenmeister (Buch) und Horst E. Brandt (Regie) erzählt aus den Jahren 1932–42 in Deutschland, von Menschen, deren Leben historisch verbürgt ist. Wir begegnen ihnen an vielen Schauplätzen: in Villen und Mietshäusern, auf dem Darß und in den Schweizer Bergen; auf der Modenschau, dem Luftwaffenball, beim Pferderennen und in der Nationalgalerie... Es ist eine äußerlich intakte Welt, hinter deren Fassade sich der Kampf gegen Nazibarbarei und Krieg vollzieht. Er vereint die Wissenschaftler Arvid und Mildred Harnack mit dem Dichter Adam Kuckhoff und dessen Frau Greta, den Offizier Schulze-Boysen mit den Arbeitern Hilde und Hans Coppi, dessen Funkspruch nach Moskau mit dem Zeichen „KLK an PTX" begann. Der Redakteur John Sieg gehört zu ihnen, der Bildhauer Kurt Schumacher, Walter Küchenmeister, Karl Behrendt, das Mannequin... Doch der Film erzählt nicht nur über die Organisation, die als „Rote Kapelle" der faschistischen Abwehr empfindliche Schläge versetzte, es ist auch ein Film über die Liebe: über die Liebe der Frau zum Mann, der Mutter zum Kind, des deutschen Patrioten zu seinem Land. *K. L.*



Das war ein großer Tag für das Regiment „Deutsche Antifaschistische Kämpfer": Die polnischen Panzersoldaten erhielten die höchste militärische Auszeichnung ihres Landes. Manfred Uhlenhut (Fotos) und Hauptmann Gerhard Berchert (Text) erlebten es mit.







VIRTUTI MILITARI

Das Feldlager des Regimentes sieht wie geleckt aus. Die Wege sind geharkt, die Zelte peinlich sauber. Sie sind übrigens sehenswert, die polnischen Mannschaftszelte. Freitragend verspannt, bilden sie, ohne sichtbares Gestänge, ein doppelwandiges Gewölbe – außen khakifarben, innen blaugrau. Sechs Bullaugen lassen das Tageslicht herein. An den Längswänden stehen je vier Metallklappbetten, daneben Klapphocker. Die Rückwand nimmt ein Ständer für Bekleidung, Sturmgepäck und Kochgeschirre ein; vorn am Eingang ist ein weiterer Ständer für Waffen und Schutzmasken bestimmt. Jetzt allerdings sind die Waffen „am Mann", draußen, auf dem Appellplatz.
Dort zieht unter den Klängen eines Präsentiermarsches das Fahnenkommando vor dem angetretenen Regiment auf. Langsam senkt sich die Truppenfahne, der Chef des Militärbezirkes, ein Divisionsgeneral (entspr. Generalleutnant), heftet die hohe Auszeichnung an.
„Für militärische Verdienste", das bedeutet VIRTUTI MILITARI, sinngemäß übersetzt; und für militärische Verdienste erhielt diesen Orden bereits 1792 der polnische Freiheitsheld Tadeusz Kościuszko. Damals hatte VIRTUTI MILITARI noch die Form einer ovalen Medaille. Sein gegenwärtiges Aussehen sowie die heute noch bestehenden fünf Klassen (Großkreuz mit Stern, Komturkreuz, Ritterkreuz, Goldenes Kreuz und Silbernes Kreuz) erhielt der Orden im vergangenen Jahrhundert. Als höchste militärische Auszeichnung nimmt er im sozialistischen Polen in der Rangfolge nach dem Orden „Erbauer Volkspolens" und dem noch bekannteren „Orden der Wiedergeburt Polens" (POLONIA RESTITUTA) die dritte Stelle ein (siehe auch AR 8/1968, S. 92).
Für militärische Verdienste wurde auch dem Regiment „Deutsche Antifaschistische Kämpfer" aus Gubin, während des Manövers „Waffenbrüderschaft" das Silberne Kreuz des Ordens verliehen. Ist esr e-spektlos zu fragen, was für Verdienste das im einzelnen sind?
„Aber nein!" entgegnet uns ein Oberstleutnant. Er ist, wie sich herausstellt, der Parteisekretär des Regimentes. Dann nennt er eine beeindruckende Zahl:



Während des Menövers „Waffenbrüderschaft" zeigten die polnischen Panzersoldaten vom Regiment „Deutsche Antifaschistische Kämpfer" vor allem beim Forcieren eines Wasserhindernisses, was sie „auf dem Kasten" haben.

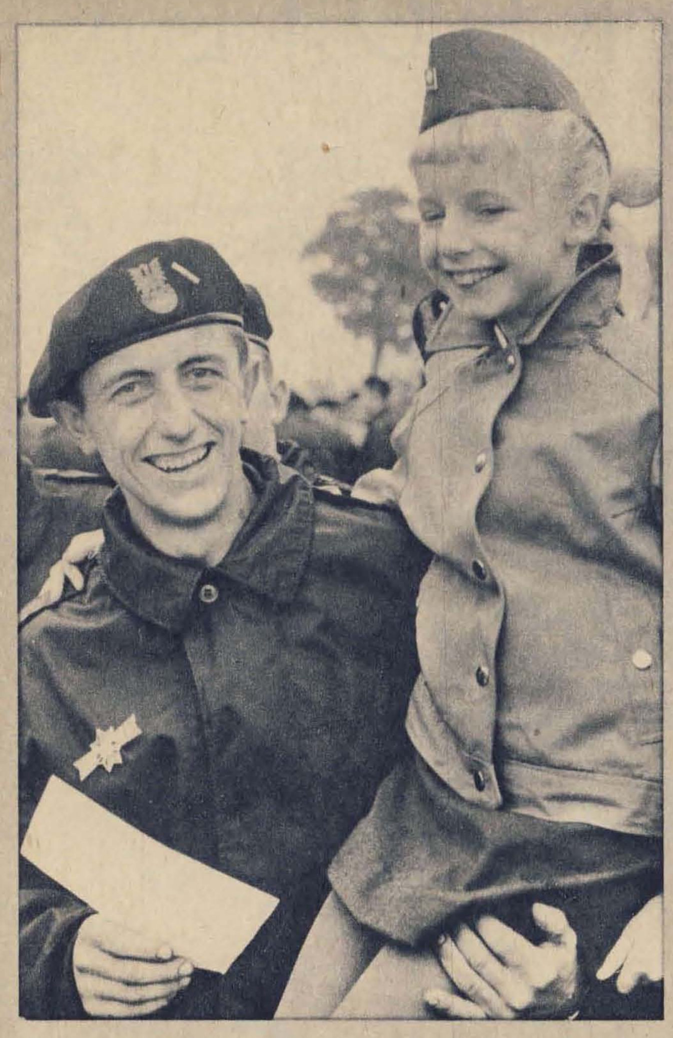


Achtzig Prozent der Panzerbesatzungen erzielten in der Ausbildung die Note „sehr gut". Die Durchschnittsnote im Politunterricht liegt zwischen „gut" und „sehr gut".
Also, Hut ab! Doch immerhin: die höchste militärische Auszeichnung. Sollte da nicht noch mehr dahinterstecken? Es steckt mehr dahinter, wie wir anschließend herausfinden.
Vom Regiment „Deutsche Antifaschistische Kämpfer" ging nämlich eine Bewegung aus, die sehr schnell die gesamte polnische Volksarmee erfaßte und inzwischen offiziell anerkannt ist: die Bildung von „Gruppen sozialistischen Dienstes".
Diese Bewegung entspricht dem Kampf um den Staatstitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" in den Betrieben; und viele – Soldaten wie Offiziere – bezweifelten zunächst, daß sich in der Armee ähnliches verwirklichen lasse, ohne den Begriff „sozialistisches Kollektiv" abzuwerten und zu verwässern. Denn zwei Jahre Dienstzeit – unterbrochen durch turnusmäßige Entlassungen und Neueinstellungen – sind eine kurze Zeit für das Zusammenwachsen zu leistungsbeständigen Kollektiven, die zu jeder Zeit höchsten Anforderungen gerecht werden.

Die Gubiner Panzersoldaten jedenfalls wagten das Experiment – und es gelang. Dabei legten sie durchaus harte Maßstäbe an. Dementsprechend haben es die Bedingungen für den Erwerb des Titels auch in sich. Voraussetzung ist beispielsweise, daß jeder Angehörige des Kollektivs den Bestentitel trägt (Soldaten, die neu hinzukommen, erhalten eine angemessene Frist, „Bester" zu werden). Keiner darf bestraft sein. Als Notendurchschnitt wird „gut" gefordert; wobei allerdings jeder auf seinem Spezialgebiet „sehr gut" bringen muß – und das mit weitestgehender Beständigkeit –, sonst geht der Titel wieder verloren. Er erlischt außerdem, wenn durch Entlassung oder Versetzung zwei Drittel der Genossen das Kollektiv verlassen.

„Wieviele sozialistische Dienstgruppen gibt es zur Zeit im Regiment ‚Deutsche Antifaschistische Kämpfer'?" erkundigen wir uns und erfahren, daß 36 Panzerbesatzungen den Titel tragen, während 28 noch um ihn kämpfen. Eine respektable Zahl, zumal sich bei einem Besuch in einem mot. Schützen-Truppenteil herausstellt, daß dort schon neun bereits ausgezeichnete und neun darum ringende Kollektive als gutes Resultat angesehen werden können.
Natürlich versuchen wir auch, uns unauffällig an eine solche Besatzung heranzupirschen, um nicht das „Paradepferd" des Regiments „serviert" zu bekommen. Soll der Zufall entscheiden. „Kleinigkeit", sagt der uns begleitende polnische Dolmetscher, „. . . wenn die Soldaten in Ausgangsuniform gekleidet sind." Dann tragen die Mitglieder der sozialistischen Kollektive nämlich als äußeres Kennzeichen eine grüne Schnur an der rechten Brustseite. Heute laufen sie jedoch alle in ihren schwarzen Kombinationen herum. Immerhin finden wir bald darauf eine komplette Besatzung. Ihr Kommandant, Leutnant Bidas, ist zugleich Zugführer.
„Wer kam denn auf die Idee,





Angela fand einen neuen Freund, dem man die Freude über ihren Glückwunsch zum Jahrestag der Polnischen Armee vom Gesicht ablesen kann. Die Technik (Bild links) hat zwar indessen „dienstfrei", doch ist sie schon für den nächsten Einsatz gerüstet.

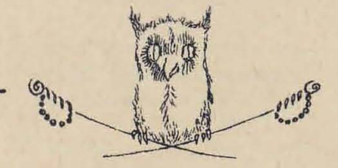
um den Titel zu kämpfen?" fragen wir.
„Na, der Leutnant", sagt Soldat Graczyk, der Ladeschütze. „Der Fahrer und ich, wir waren ja noch neu, und wir kriegten einen mächtigen Schreck, als der Genosse Bidas anfing zu agitieren. Mir ging es ja so schon nicht gut, alle Ecken und Kanten waren mir im Wege, beim Auf- und Absitzen stieß ich mir fast den Kopf ein, mit den Normen kam ich nicht zurecht – und dann solche Ziele. Ich hielt das für Größenwahn."
„Ich auch", ergänzt Soldat Marszałek, der Fahrer. „Während der Fahrschule brauchte ich immer nur glatte Strecken zu fahren und stets auf dem selben Platz. Da wird hier was anderes verlangt. und ich kam erst gar nicht klar. Der Genosse Bidas ließ jedoch nicht locker – weil sich doch schon eine andere Besatzung seines Zuges verpflichtet hatte, und er mit der eigenen nicht zurückstehen wollte, denke ich. Na, und dann sagte erst Roslan, der Richtschütze, ja – und wir schließlich auch. Ich erhielt Gelegenheit viel zu fahren, auch ‚aushilfsweise' auf anderen Panzern, auf denen schon gute Fahrer waren."
„Und dann haben Sie es gemeinsam geschafft!"
„Wir haben es geschafft", bestätigt nun der Leutnant. „War ein hartes Stück Arbeit. Viel Freizeit ging drauf. Hat auch Nerven gekostet. Weil nicht immer die Geduld reichte. Dann kam manchmal der Gedanke aufzugeben. Vor allem ist es jetzt schwer durchzuhalten. Aber wir wollen unseren Titel nicht wieder hergeben, solange wir zusammen sind. Das haben wir uns fest vorgenommen."
Wir zweifeln nicht, daß dieser Kampfgeist zumindest auch in den anderen fünfunddreißig „sozialistischen Besatzungen" zu finden ist – ganz bestimmt einer der Gründe für die Verleihung des Ordens VIRTUTI MILITARI an das Regiment.

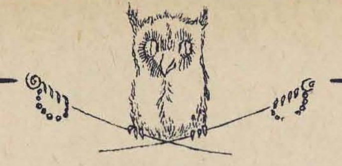
ANEKDOTEN

Der Schauspieler Desessart, ein Koloß, hatte ein Duell mit dem Komiker Dugazow. Auf dem Kampfplatz malte dieser mit Kreide einen ansehnlichen Kreis auf Desessarts Bauch und sagte: „Man muß die Chancen ausgleichen: was außerhalb des Kreises ist, zählt nicht."

Während einer Belagerung bot ein Wasserträger aus: „Sechs Sous der Eimer!" Eine Bombe schlug ein und zertrümmerte ihm einen seiner Kübel: „Zwölf Sous der Eimer!" rief er weiter, ohne zu zucken.

„Die Feinde des Militärwesens", sagte bei dem Freiwilligen-Examen der prüfende Offizier zu einem der Aspiranten, „halten das stehende Heer für ein großes Unglück. Können Sie mir wohl sagen, was ein noch viel größeres ist?" – „Wenn das stehende Heer davonläuft!" versetzte der Kandidat rasch und exakt.





Der Baumeister des Berliner Klassizismus, Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) hatte im Jahre 1818 die „Neue Wache" in der Straße „Unter den Linden" fertiggestellt. Bald danach fand eine große Abendgesellschaft im Schlosse statt. Selbstverständlich wurde viel über das neue Werk Schinkels gesprochen, der auch anwesend war, aber in ziemlicher Entfernung vom König saß.
Friedrich Wilhelm III. äußerte in seiner eigentümlich kurzen Art zum General Köckeritz, der sein Gegenüber war:
„Neue Wache, schöner Bau. Leider unzweckmäßig. Schinkel nicht Soldat gewesen. Armer Posten! Muß Hals ausrenken."
Der Standplatz des Posten befand sich nämlich zu ebener Erde, und so konnte er nur mit Mühe oder gar nicht das weitere Straßenbild übersehen.
General Köckeritz kam noch am gleichen Abend dienstbereit zu Schinkel, den auch er verehrte. Er klärte ihn über die Worte des Königs auf und machte dann selber einen Vorschlag:
„Meister, das muß geändert werden, und mir ist schon ein Einfall gekommen. Auf die Kosten darf nicht gesehen werden. Die Straße „Unter den Linden" muß auf fünfhundert Meter zu beiden Seiten tiefer gelegt werden."
Schinkel blieb ernst und dankte dem General, indem er ihm die Hand drückte.
„Will mir überlegen. Ich denke, morgen mittag wird der Schaden behoben sein". – Der General staunte über solch schnelle Erledigung und bezweifelte die Möglichkeit. Und wirklich, zu Mittag des nächsten Tages brauchte der Posten sich nicht mehr den Hals zu verrenken. Allerdings war nicht die Straße tiefer gelegt, aber Schinkel hatte für den Posten eine quadratische Steinerhöhung anbringen lassen.

Ein Offiziersbursche wurde von einem seiner Kollegen gefragt, wie er mit seinem Herrn auskomme. „Ganz vortrefflich", war die Antwort, „wir leben auf dem freundschaftlichsten Fuß miteinander. Wir klopfen uns gegenseitig den Rock aus, nur mit dem Unterschied, daß ich den meinigen anbehalte."

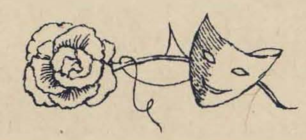
In einer Gesellschaft behandelte ein Offizier eine Dame unanständig. Sie verwies es ihm so, daß seine Empfindlichkeit gereizt wurde. „Wissen Sie, Madame, daß ich Offizier bin?" rief er aus, und die Dame entgegnete: „Gemeiner können Sie gewiß nicht sein!"

Ein französischer Politiker sprach über einen General, dessen Kriegstaten sonst niemand rühmen wollte, und behauptete, daß er auf dem Schlachtfelde stets da zu finden gewesen sei, wo die Kugeln am dichtesten waren. „Wo war denn das?" fragte etwas ungläubig einer der Zuhörer seinen Nebenmann. „Hinter dem Munitionswagen!" antwortete dieser.

Für sein Regiment forderte ein Schweizer Oberst von Ludwig XIV. den rückständigen Sold. „Sire," sagte der Minister Louvois, „wenn Majestät all das Geld hätten, was er und seine Vorfahren den Schweizern gegeben haben, dann könnte man eine Heerstraße von Paris bis Basel mit Silber pflastern."
– „Das mag sein, „erwiderte der Oberst, „aber wenn Eure Majestät auch all das Blut hätten, welches die Schweizer für Frankreich vergossen haben, es ergäbe einen Fluß von Paris bis Basel."

Napoleon I. nahm einst einen alten österreichischen Oberst gefangen, der dem Anschein nach hoch in den Siebzigern stehen mußte. Seiner tapferen Verteidigung wegen erwies ihm der Kaiser große Achtung und fragte ihn auch, wie alt er sei. „Das weiß ich nicht genau", erwiderte der Oberst, „ich zähle nur mein Geld und meine Hemden; meine Jahre stiehlt mir niemand."

„Kathi, das darf in meinem Hause nicht sein, daß den ganzen Abend ein Soldat bei dir sitzt. Arbeite lieber, statt daß du mit deinem Geliebten plauderst!"
„Ja, Frau Doktor, da muß ich schon bitten, daß Sie noch einen Dienstboten einstellen, der das Holz aus dem Keller heraufbringt, denn mir ist es zu schwer; da hilft mir mein Kanonier alle Tage beim Tragen."
„Ach so! Wenn es ein so solides Verhältnis ist, darf dein Soldat natürlich kommen."



ER steht auf einer Weggabel. Mutterseelenallein. Wie ein Regulierer. Am braunen Lederkoppel erkenne ich den Offizier.
„Auch festgefahren?“ In den Augenwinkeln tanzen die Lachfältchen. Das ist doch...! Tatsächlich, vor mir steht Kurt Bernhagen! Ihn hier mitten im Manövergelände zu treffen, das hatte ich mir nicht träumen lassen.
„Zufall“, meint der Oberstleutnant. „Ich sah, daß sich so ein ‚Asphaltflitzer‘ festgefahren hat. Mein Wagen zieht ihn raus. Und ihr wollt zu meinen Jungs?“, fragt er meine Genossen und mich. „Das trifft sich gut. Da werde ich euch einen Weg zeigen, auf dem noch ein Durchkommen ist...“
Damals ahnte ich noch nicht, daß der Name dieses Truppenteils schon wenige Tage später bei der Volksarmee in aller Munde sein würde. Von ihn kam der Wettbewerbsaufruf „SALUT 25 – jederzeit gefechtsbereit!“, den die Panzersoldaten an alle Angehörigen der Nationalen Volksarmee richteten mit der Aufforderung, zu Ehren des 25 Jahrestages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und des VIII. Parteitages militärische Höchstleistungen zu vollbringen. Hätten wir es gewußt – Hans Räde, mein Grafikerkollege, hätte seinen Skizzenblock nicht in der Tasche gelassen, und heute gäbe es eine Porträtzeichnung dieses Panzerkommandeurs...



„98 % der Ziele bekämpft!“, meldet freudestrahlend der Major. Doch B. runzelt die Stirn: „Und damit geben Sie sich zufrieden?“

„Degradieren, rigoros degradieren!“, meinen einige Stabsoffiziere. Aber B. kann sich damit nicht anfreunden.

„Sie werden öfter mal ein bißchen zu laut“, sagen ihm die Genossen. Und B. erklärt: „Es wird gut sein, mir immer wieder einen Rippenstoß zu geben.“

Episoden aus dem Leben

LETZTES Manövertraining. Die Panzerspitze, befehligt von Major Heinz Lemke, stößt vor, entfaltet sich, geht zum Angriff über. Zielscheiben tauchen auf. Sekunden später werden sie von den Granaten zerrissen.
„98 % der Ziele vernichtet“, murmelt Oberstleutnant Bernhagen und nickt anerkennend. „Wie beim letzten Mal.“
Major Lemke gegenüber aber kargt er mit dem Lob. Es hatte auch schon ein Ergebnis gegeben, das um acht Prozent niedriger lag. Das könnte sich wiederholen.
Die beiden Offiziere kennen sich schon seit der Zeit, als sie noch halbwüchsig waren. In Demmin sind sie aufgewachsen und in die Lehre gegangen, der eine als Maurer, der andere als Bäcker. Und vor zehn, elf Jahren war Heinz Lemke Kompaniechef im Bataillon des Genossen Bernhagen.
„98 Prozent der Ziele bekämpft, und damit geben Sie sich zufrieden?“ Der Regimentskommandeur runzelt die Stirn. „Und die restlichen zwei Prozent? Was wird damit? Nein, nein, Genosse Lemke! Solange Sie mir nicht melden, daß alle Ziele vernichtet sind, werde ich mit Ihrer Leistung nicht zufrieden sein!“
Lemke kämpft mit einer Widerrede, hitzköpfig, wie er ist; denn von den höheren Vorgesetzten gibt es seit Tagen keinerlei Kritik. Was will der Kurt denn noch von mir, verdammt nochmal? Fordere ich nicht von jedem meiner Genossen das Letzte? Aber so war er schon immer. Was er noch gestern als sehr gut anerkannte, gilt ihm morgen nicht einmal als guter Durchschnitt.
„Sie kämpfen um den Titel ‚Bestes Panzerbataillon der NVA‘, da gilt auch die dritte Ziffer hinter dem Komma!“
Die Gesichtszüge des Kommandeurs entspannen sich. Er hat seine Ansichten gesagt. Jetzt verlangt er, daß der Major eigene Initiative zeigt.



des Kurt B.

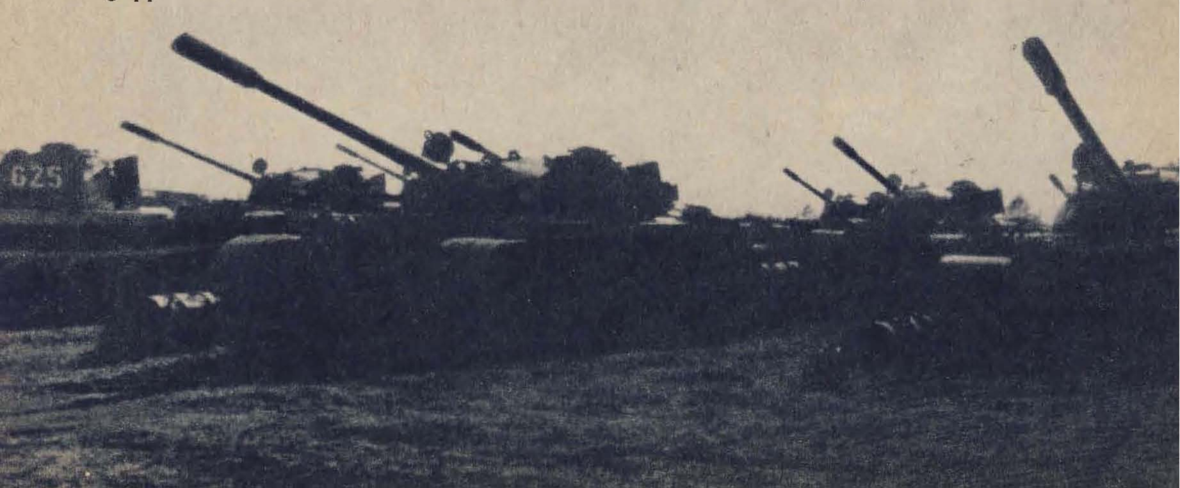
AUF dem Schießplatz. Oberstleutnant Bernhagen geht von einer Besatzung zur anderen. Nichts vergißt er zu kontrollieren, nichts. Die Panzermänner spüren seine innere Unruhe.
In einer Stunde heißt es nicht: „Es schießt das 1. Bataillon des Panzerregiments Bernhagen". In einer Stunde heißt es vielmehr: „Es schießen Panzertruppen der NVA."
Marschall der Sowjetunion Gretschko wird erwartet, Verteidigungsminister der UdSSR, und Armeegeneral Hoffmann.
Als Major Lemke seinem Kommandeur Feuer für die Zigarette reicht, sieht er, wie dessen Hand zittert. Eine solche Bewährungsprobe zerrt an den Nerven. Nicht jeden Tag sagen sich gleich zwei Minister an. Und dann: die Lehrvorführung ist der erste Beweis des militärischen Könnens nach dem Aufruf zum Wettbewerb „SALUT 25!"
Die Wagenkolonne nähert sich dem Schießplatz. Kurt Bernhagen ist wieder die Ruhe selbst. Er ist überzeugt davon, daß er sich auf seine Genossen verlassen kann.
Eine hervorragende Leistung... Eine makellose Note 1... Marschall Gretschko gratuliert den Soldaten. Armeegeneral Hoffmann belobigt und prämiiert das Bataillon.
Als Kurt Bernhagen dem Bataillonskommandeur vor der Front seinen Dank abstattet, hält er die Hand des Genossen länger als üblich in der seinen. Sie lächeln sich an. Dieses Lächeln sagt mehr als jedes Wort.
Sie sind sich einig: Diese Leistung darf keine Eintagsfliege bleiben. An ihr müssen alle weiteren gemessen werden – streng, unerbittlich, ohne Augenzwinkern.

NIEMALS darfst du von deinen Genossen mehr verlangen als von dir selbst. Das ist der oberste Grundsatz des Kommunisten Bernhagen. Sechs Jahre lang Mitglied einer Parteikontrollkommission gewesen zu sein, das ist eine Parteischule, die nicht jedem zuteil wird. Und Vorbild sein ist schwer.
Da gibt es einen Befehl: Jeder Genosse, ob Soldat oder Offizier, hat sich vor dem Kommandeur zu verantworten, wenn er gegen die militärische Disziplin und Ordnung verstößt.
Unteroffizier Klaus Teßmann hat gleich dreimal hintereinander etwas ausgefressen. Alkohol. Er ist einer der besten Panzerfahrer, soll als Verantwortlicher für Technik und Ausrüstung seiner Kompanie eingesetzt werden. Und nun das.
Degradieren, rigoros degradieren, meinen einige Stabsoffiziere, mit denen sich Kurt Bernhagen berät. Damit kann sich der Kommandeur nicht anfreunden. Länger als zwanzig Jahre ist er Offizier – Grenzbereitschaft, Kasernierte Volkspolizei, Armee. Hundert Menschen, hundert Charaktere, sagt er sich immer wieder. Warum trank Teßmann? Er berät sich mit Erika, seiner Frau, Genossin, Kaderfunktionärin im staatlichen Handel.
„Kurt, versuchs mal ganz anders. Laß den Vorgesetzten aus dem Spiel. Sprich mit dem Jungen, als wäre er dein eigener Sohn", rät Erika Bernhagen. „Es spricht doch so vieles für ihn."
Es wird ein Gespräch unter vier Augen, über das Kurt Bernhagen nie mit einem Dritten spricht. Klaus Teßmann erinnert sich nur ungern dieser ihm peinlichen Stunde:
„Ich dachte damals, der Ofen ist aus. Vielleicht freute ich mich sogar. Zum Gefreiten degradiert, hätte ich die TA-Funktion nicht zu übernehmen brauchen. Sicher wollte ich es so. Warum eigentlich?"
Ja, warum? Der gelernte Landmaschinen-Traktoren-Schlosser vermochte damals nicht, sein

Wissen und Können richtig einzuschätzen. Er fürchtete sich vor der größeren Verantwortung eines Kompanie-TA. Als Panzerfahrer zählte er zu den Besten. Aber hier? Darum trank Klaus. Oberstleutnant Bernhagen verurteilte dieses Verhalten. Eindringlich redete er auf den Jungen ein:
„Mein Vater war Melkermeister. Als Landarbeiterkind war mit höherer Schule nichts drin, Genosse Teßmann. Flugzeugbauer wollte ich werden. Jungenträume! Bäcker wurde ich. Brot, Brötchen, Kuchen, Torte, zur halben Nacht wieder munter sein. Ihre Voraussetzungen heute sind doch viel günstiger als meine damals 1949... Der Jugendverband aber sagte: Jugendfreund Bernhagen, du wirst Offizier!...";
Klaus Teßmann wurde nicht degradiert. Gestärkt in seinem Selbstbewußtsein und seinem Vertrauen in das eigene Können, übernahm er die neue Funktion. Nach wie vor gilt er als bester Panzerfahrer des Bataillons. Und als Kompanie-TA macht er seine Sache nicht schlechter. Nach seiner aktiven Dienstzeit wird er in die Panzerwerkstatt gehen.

DIE Soldaten Josef Isenbruck und Lutz Scheibner sind erst wenige Wochen Soldat, aber sie werden bereits als Sicherungsposten eingeteilt. Während einer Kommandostabsübung sind sie für den persönlichen Schutz ihres Regimentskommandeurs verantwortlich.
Drei Tage und drei Nächte kommen sie kaum zum Schlafen. Nässe von oben, Nässe von unten. Welch ein Glück, daß sie zwei Paar Stiefel bei sich haben, so kann immer eines notdürftig trocknen.
Der Dienst im Wald ist trist; denn eigentlich geschieht ja nichts. Jedenfalls ist solch eine Übung mit einem Manöver nicht zu vergleichen.
Eines Morgens sieht Oberstleutnant Bernhagen den Soldaten Isenbruck länger als sonst an. Dann streicht er sich mehrmals über das Kinn, sagt aber kein Wort.
Jupp Isenbruck hat verstanden. Bei der nächsten Gelegenheit läuft er zur Küche. Diesmal läßt er sich nicht wieder mit Ausreden abspeisen. „Ich brauche unbedingt heißes Wasser. Der Kommandeur will sich rasieren."
Mit dieser Soldatenlist klappt es. Glattrasiert tritt er Oberstleutnant Bernhagen gegenüber. Der schmunzelt.
Der Kommandeur muß zur Berichterstattung. Um 19.30 Uhr beginnt sie. Wann wird sie zu Ende sein? Lutz Scheibner steht am Wagen Posten. Eine Stunde, zwei, drei. Die Stiefel sind längst durchgeweicht. Er zittert vor Kälte und Übermüdung. Und Hunger hat er, mächtigen Hunger.
Kurz vor Mitternacht geht es endlich „nach Hause". Übernächtigt sieht der Kommandeur aus, richtig grau im Gesicht, bemerkt der Soldat. Und auch ihm hängt der Magen in den Kniekehlen.
„Jetzt hab' ich aber bald die Nase voll", knurrt der Oberstleutnant. „Scheußliches Wetter!"
„Das kann man wohl laut sagen, Genosse Oberstleutnant", erwidert Lutz Scheibner.
„Was Warmes brauchten wir in den Magen, endlich was Warmes. Und wenn's Tee wäre..."
Geht es ihm eigentlich besser als mir?, fragt sich der Soldat. Gut, er ist nicht soviel in Wind und Wetter draußen. Aber was ist Wacheschieben schon gegen seine Arbeit! Mehr Schlaf kriegt er auch nicht, und warmes Essen... Erst Tage später erfährt Lutz Scheibner, daß sich sein Kommandeur mit Magenschmerzen geplagt hat, mit gräßlichen Schmerzen, tagelang.

MAJOR Arno Strölas Frau erwartet ein Kind. Wenn der Termin stimmt, dann ist die Niederkunft in den Tagen der Kommandostabsübung zu erwarten. Das ist nicht gerade ein angenehmer Gedanke. Strölas wohnen Bernhagens gegenüber. Sie kennen sich fast eine Ewigkeit. Die Sorgen des einen bleiben dem anderen nicht verborgen. Daß einer dem anderen hilft, ist selbstverständlich.
Bevor es zur Übung geht, befiehlt Kurt Bernhagen den Feldscher zu sich: „Wenn meine Frau bei Ihnen anruft, setzen Sie sich auf

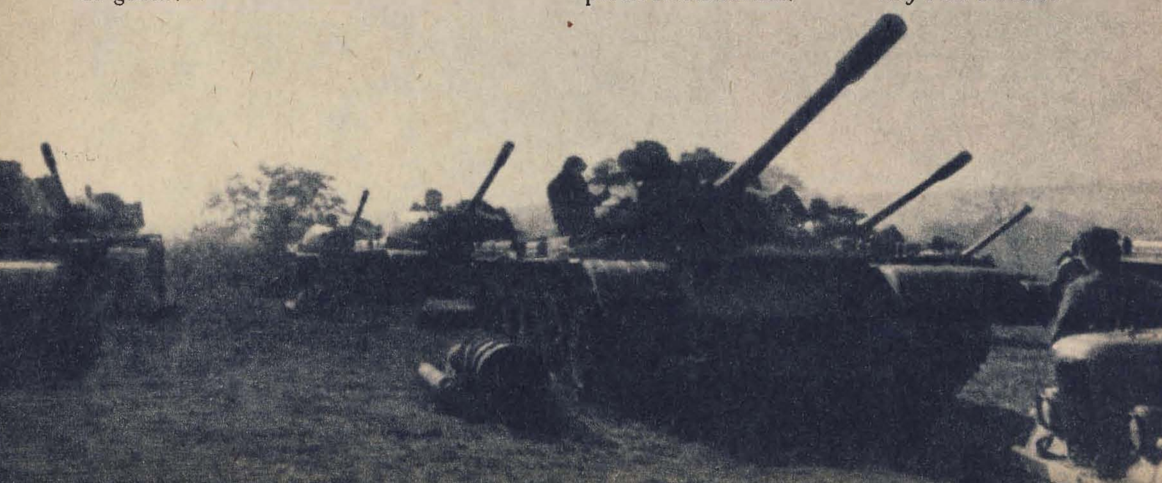


dem schnellsten Wege in den Sankra. Sie sind mir verantwortlich, daß Frau Ströla jede Unterstützung hat."
Seinen Töchtern Ines und Kerstin trägt er auf, welche Nummer sie zu wählen haben, falls die Strölakinder Hilfe für ihre Mutter brauchen und Erika Bernhagen noch nicht von der Arbeit heimgekommen ist.
Er ruht nicht eher, bis die Geburt des neuen Erdenbürgers „stabsmäßig abgesichert" ist. Aber während der Übung warten sie vergeblich auf die Nachricht über das freudige Ereignis. Oberstleutnant Bernhagen fährt seinem Stab voraus nach Hause. Major Ströla nimmt er mit.
„An diesem Tage kam meine Frau in die Klinik. Da erst habe ich erfahren, wann und wie der Kommandeur vorgesorgt hatte. Ich habe mich um nichts kümmern brauchen..."

GENOSSE Bernhagen gehört der Parteiorganisation des Stabes an. Hier füllte er den Fragebogen für das neue Mitgliedsbuch aus, hier fand mit ihm das kameradschaftliche Gespräch statt.
„...doch da gibt es mehrfach eine Kritik, Genosse Bernhagen", sagt Genosse Ströla, Sekretär der Grundorganisation. „Sie werden öfter mal ein bißchen sehr laut. Die Türen zu Ihrem Zimmer sind zwar gepolstert, die Wände aber..."
Kurt Bernhagen nickt. Ihm ist nicht neu, was die Genossen sagen. Hin und wieder läuft ihm die Galle über, wenn ihm einige Probleme Kopfschmerzen bereiten. Rückschläge gab es in der militärischen Disziplin und Ordnung. Mußte im Park der Unfall passieren? Wie kam es dazu, daß ein Offizier über den Durst trank? Wo liegen die Ursachen für das Wachvergehen in der letzten Nacht?
„Ja, ja, Genossen... Ich weiß, ich bewahre noch nicht immer die Ruhe. Besser geworden ist es zwar schon, aber manchmal bewundere ich die Qualität der Schreibtischplatte. Es wird gut sein, mir immer wieder einen Rippenstoß zu geben..."

136 Hinweise und Kritiken liegen schließlich auf dem Tisch der Zentralen Parteileitung. Es geht um die Verbesserung der Führungstätigkeit, um die Lebensbedingungen der Soldaten, um das geistig-kulturelle Leben, um Kaderfragen – alles Voraussetzungen für einen Wettbewerb.
Kurt Bernhagen macht sich einen Zeitplan. Mit jedem einzelnen Genossen, der in den Aussprachen zur Arbeit der Regimentsleitung Stellung genommen hat, führt er ein klärendes Gespräch. Selbst auf den kleinsten Hinweis reagiert er. Das Wort jedes Genossen hat bei ihm Gewicht. Es veranlaßt ihn, manches kritischer zu sehen, gründlicher zu analysieren. Daraus erwachsen Folgerungen – für den eigenen Führungsstil, die Arbeit des Stabes, die Anleitung der Offiziere, die Arbeit mit den Menschen.

IM Herbst 1969 kam Oberstleutnant Bernhagen von der Militärakademie ins Regiment zurück.
Zwei seiner Stellvertreter sind neu. „Da gibt es manchmal schon Komplikationen", berichtet Parteisekretär Major Kohlert. „Es hapert mit der analytischen Arbeit, sie ist nicht immer tiefgründig. Die konkreten Gegebenheiten müssen mehr beachtet werden. Aber ich bin überzeugt: Mit der Kraft unseres Parteikollektivs werden wir es schaffen, das zu überwinden. Klar ist: Für die Wettbewerbsziele und unseren Wettbewerbsaufruf steht nicht nur der Genosse Bernhagen allein ein, sondern wir alle."
Über der breiten Ordensschnalle Kurt Bernhagens leuchtet das Band des Kampfordens für Verdienste um Volk und Vaterland. Er wurde ihm verliehen nach dem Manöver „Waffenbrüderschaft", ihm, dem Sohn eines Melkermeisters, dem Bäckergesellen aus Demmin. Aus dem Volkspolizei-Anwärter Kurt Bernhagen des Jahres 1949 ist ein Regimentskommandeur in der Armee des Volkes geworden. Auf ihn schauen nicht nur die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere seines Truppenteils. Ihn hat die Partei erzogen, unsere Sozialistische Einheitspartei Deutschlands. *Rolf-Peter Bernhard*





NATO-Rüstungslawine

Eine Billion sechsundneunzig Milliarden Dollar gaben die USA seit Gründung des NATO-Kriegspaktes für militärische Zwecke aus, wobei sich ihre Rüstungsausgaben gegenüber 1949 inzwischen mehr als verfünffachten. Dadurch wuchs der Militärhaushalt schneller als das Nationaleinkommen. Aber auch in den anderen NATO-Staaten betragen die Rüstungsausgaben heute durchschnittlich das Fünffache von 1949.

Hilfe für Nationalstaaten

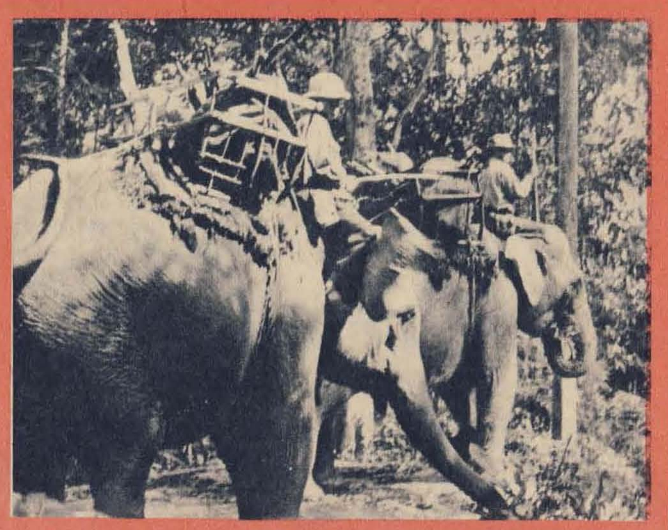
Den Wert von fünf Milliarden Rubel erreichte im vergangenen Jahr die Hilfeleistung der Sowjetunion für die jungen Nationalstaaten. Die UdSSR beteiligte sich am Bau von mehr als 700 Industriebetrieben, Staudämmen, Lehranstalten und sonstigen Objekten in verschiedenen Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Dabei bildete sie von 1965 bis 1969 mehr als 150 000 einheimische Facharbeiter und Betriebsmeister aus. Zugleich studierten Tausende Studenten dieser Länder an sowjetischen Hoch- und Fachschulen. 1969 waren in den antiimperialistischen Nationalstaaten über 8000 sowjetische Spezialisten tätig.



Ehrenwache vor dem Polytechnischen Institut der guineischen Hauptstadt Conakry, das von der Sowjetunion gebaut und ausgestattet wurde. An dieser Hochschule studieren u. a. auch Armeeangehörige, von denen bei feierlichen Anlässen eine Ehrengarde gestellt wird.

Aggressionspolitik ohne Chancen

Mit barbarischen Mordfeldzügen gegen die südvietnamesische, laotische und kambodschanische Bevölkerung versuchen die USA vergeblich, den Freiheitswillen in den von ihnen okkupierten Gebieten zu brechen. Nach offiziellen Angaben verloren sie bisher in Südvietnam über 300000 Mann. Der verstärkte Ausbau der Saigoner Marionettenarmee (1 100 000 Mann am 1. 11. 1970) brachte nicht die erhofften militärischen Erfolge, so daß trotz der lautstark angekündigten „Vietnamisierung des Krieges" im Mai 1971 voraussichtlich noch mindestens 280 000 Amerikaner in Südvietnam stationiert sind. Diese Einheiten sollen bis Herbst 1972 durch eine 50000 bis 100000 Mann starke und nur noch aus Berufssoldaten bestehende amerikanische Kadertruppe ersetzt werden, von der man einen größeren Kampfwert erwartet. Seit Beginn des Jahres 1971 erhöhte sich erneut die Aktivität der südvietnamesischen Befreiungskräfte. Im Durchschnitt greifen sie täglich rund 20 USA-Stützpunkte an. Die laotische Volksbefreiungsarmee konnte 1970 etwa 30 000 Soldaten und Offiziere des Gegners außer Gefecht setzen.



Unter den Bedingungen des Dschungelkampfes sind „Kriegselefanten" der FNL für den Transport schwerer Lasten oft weit nützlicher als modernste amerikanische LKWs.

AUS UNSEREM JAHRESTAGSKALENDER:

17. Mai: Tag der Wissenschaft in der Bulgarischen Volksarmee
28. Mai: Tag der sowjetischen Grenztruppen

Separatistenstützpunkt erobert

Armee- und Polizeikräfte der Demokratischen Republik Sudan hoben in Südsudan, an der Grenze zu Uganda, eines der größten Militärlager der separatistischen „Anya Nya" aus. Dieses Lager war zugleich das Hauptquartier des Anya-Nya-Chefs Joseph Lago, der, von israelischen Experten „beraten", die militärischen und politischen Aktionen der Separatistenbanden leitete. Bei der großangelegten Operation konnten die kompletten Anlagen und Ausrüstungen, zu denen ein Flugplatz, ein Krankenhaus, ein Vorratslager und große Mengen an Waffen und Munition zählten, erbeutet werden.



Polizist aus Südsudan

„Abrüstung" im Vatikan

Nach Auflösung der Gendarmerie sowie der Palatin*- und Ehrengarde des Vatikanstaates hat Papst Paul VI. die Auslieferung von 500 guterhaltenen Gewehren an den italienischen Staat verfügt. Diese Gewehre hatte der Vatikan im Jahre 1929 als Leihgabe des italienischen Heeres zur Ausrüstung der Palatin-Garde erhalten, die aus zwei Bataillonen bestand und 1850 von Pius IX. aufgestellt worden war. Zwei Kanonen, über die die Palatin-Garde ebenfalls verfügte, sollen als „Museumsstücke" im Vatikan verbleiben.

*Palatin = einer der sieben Hügel Roms, historischer Stadtkern.

Reformpläne für chilenische Armee

Erste Umgestaltungen innerhalb der chilenischen Streitkräfte sieht die Regierung der Volkseinheit auf sozialem Gebiet vor. So plant sie die Einführung eines „gerechten demokratischen Systems der Besoldung, Beförderung und Rentenversorgung, das den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten während und nach Beendigung ihrer Dienstzeit genügend materielle Sicherheit bietet". Beförderungen müßten künftig den persönlichen Fähigkeiten entsprechend vorgenommen werden. Weiterhin soll die technische Ausrüstung verbessert sowie der nationale Charakter der Streitkräfte gefestigt werden.

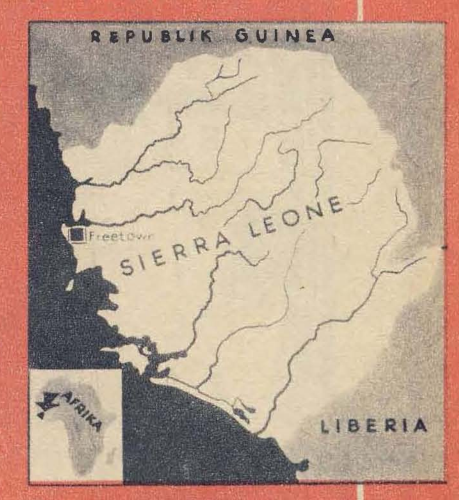


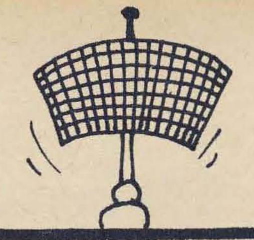
Verurteilung pseudorevolutionärer Abenteurer

Entschieden setzte sich die Kommunistische Partei der Philippinen mit den Umtrieben einer ultralinken Gruppierung auseinander, die sich Reorganisierte KP nennt, Gewalttaten zu provozieren sucht und zum bewaffneten Kampf – unabhängig von der jeweiligen Situation – aufruft. Sie stützt sich auf eine linksradikale Studentenorganisation sowie auf bewaffnete, „Neue Volksarmee" genannte Gruppen. Durch ihre verantwortungslose Handlungsweise fügt sie, wie die Kommunistische Partei der Philippinen erklärte, der nationalen Befreiungsbewegung gewaltigen Schaden zu.

Verteidigungsmaßnahmen in Sierra Leone

Auf einer außerordentlichen Sitzung billigte das Parlament von Sierra Leone eine Regierungsvorlage über Meßnahmen zur Stärkung der Verteidigungskraft. Der Anlaß dazu ergibt sich, wie es in der Parlamentserklärung heißt, „angesichts der zwingenden Notwendigkeit zu gemeinsamen Aktionen der Länder Afrikas gegen die Gefahren eines ausländischen Überfalls, wie dies in jüngster Zeit durch den Überfall auf die Republik Guinea bestätigt wurde".
Das Parlament ermächtigte die Regierung, „unverzüglich Verhandlungen mit den Regierungen der Nachbarländer – der Republik Guinea und der Republik Liberia – über gemeinsame Verteidigungsmaßnahmen zu beginnen".




Das LUFT (waffen) SCHLOSS

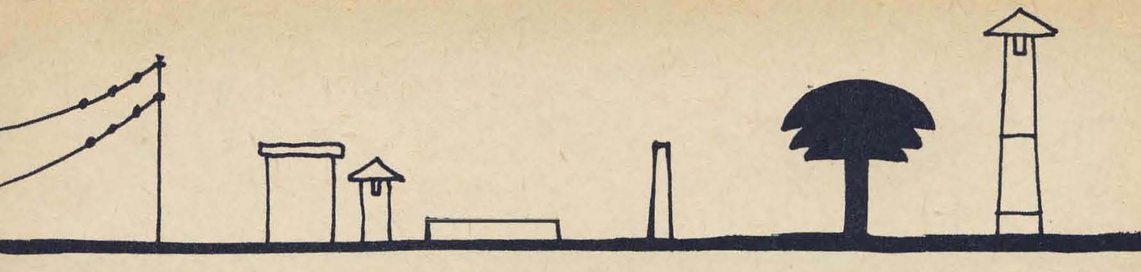


„Wir behaupten, daß die Lobbyistentätigkeit früherer Offiziere sogar noch von höchsten Stellen gefördert wird. So plant man bei der Luftwaffe, das undurchsichtige Geschäft mit der Rüstung künftig en gros zu betreiben. In Hangelar bei Bonn wird ein ‚Haus der Luftwaffe' errichtet, das nach dem Willen des Bauherrn Generalleutnant Steinhoff ‚Stätte der Begegnung' mit der Luftfahrtindustrie werden soll. Nach dem ‚Handbuch der Luftwaffe 1970' sind dort ‚alle Freunde der Luftfahrt aus dem zivilen Bereich' herzlich willkommen. Eine entsprechende Gemeinschaft zur Förderung des Hauses zählt bereits 920 Mitglieder. Geschäftsführer Oberstleutnant Krienen meinte: ‚Natürlich wirkt das etwas anrüchig, aber . . .'"

„. . . in dieser ‚Begegnungsstätte für Luftwaffe und Luftfahrt' könnten auch Geschäftsnöte und Beschaffungssorgen der Industrie in zwangloser Klubatmosphäre ohne bürokratische Passierscheinformalitäten ‚durchgesprochen' werden."

(„Die Tat", Frankfurt/Main, vom 18. 07. 70 und „Die Zeit", Hamburg, vom 05. 06. 1970.)

Der wesenlose Begriff vom Luft-Schloß – hier nimmt er Gestalt an. Die Steinmetze des ehemaligen Bonner Luftwaffeninspekteurs und heutigen NATO-Militär-Komitee-Vorsitzenden Steinhoff halten, was ein derzeit in westdeutschen Landen in Schwang befindlicher Schlager verspricht: „Ich bau' Dir ein Schloß, so wie im Märchen . . ."
Schauen wir uns an, wer vor dieser Prominenten-Absteige aussteigen wird.
Leichten Schritts naht der ehemalige Luftwaffeninspekteur Generalleutnant Werner Panitzki. Heute Beiratsvorsitzender der „Europavia-Deutschland GmbH", die unter anderem den größten Hubschrauberproduzenten Westeuropas, Sud Aviation, vertritt.
Als nächster teurer Gast erscheint Luftwaffengeneralmajor a. D. Hellmut Mäder, der die Geschäftsinteressen des US-Hubschrauberkonzerns „Bell Aerospace" so erfolgreich wahrnimmt, daß „Bell" 400 Hubschrauber seines Vietnam-bewährten Typs „Bell UH 1 D" zur Umrüstung der Bundeswehr auf eine aggressive Allzweck-Armee beisteuern konnte.
Visitenkarten mit dem Zeichen der Firma „Dornier" verteilt Luftwaffengeneralmajor a. D. Henning Wilcke. Die über ihn an die portugiesischen Kolonialisten verkauften Kurzstart-„Do 27" werfen Napalm auf angolesische Dörfer. Und wer veranlaßt jetzt den Tür-Gewaltigen des Luftschlosses zur devoten Verneigung? Generalmajor a. D. August







Hentz, wandelnde Plakatsäule und gutbezahlter Geschäftsvermittler der „Boeing International Corporation", eines Konzerns, dessen „Fliegende Festungen" B 52 Indochina in die Steinzeit zurückzubomben versuchen und der 9,7 Prozent des Grundkapitals von Messerschmitt-Boelkow-Blohm hält.

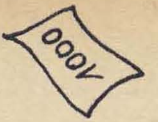
Ihm folgt Werner Knieper, der vom Adjutanten im Führungsstab der Nazi-Wehrmacht über den Hauptabteilungsleiter für Rüstungsangelegenheiten im Bonner Kriegsministerium und Bonner Staatssekretär zum Vorstands-Vorsitzenden von VFW-Fokker avancierte. VFW-Fokker ist der zweitgrößte westeuropäische Flugzeugkonzern und versieht die Bonner Luftwaffe mit dem Kampfzonentransporter „Transall" und mit dem Lizenz-Nachbau des Starfighters F 104 G.

Die Luft-Schloßherren tragen die Uniform der „Bundesluftwaffe" oder das gehobene Führungs-Zivil der Luft- und Raumfahrtindustrie, auf jeden Fall aber Aktien-Taschen, die märchenhafte Gewinne versprechen. Denn ihr Geschäft ist dortzulande kein windiges, sondern ein fündiges. Beim Bau des „Starfighters F 104 G" (G gleich „german" – deutsche Version; H. H.) fallen pro Maschine eineinhalb Millionen Mark Reingewinn ab.

Und weil der „Strike (atomschlag)fähige Starfighter" Bonns Generalität nahe an die Verfügungsgewalt über Atomwaffen herangeflogen hat, werden auch den Repräsentanten von Lockheed, McDonnel und anderen US-Konzernen die Türen des Luft-Schlosses zu Hangelar weit offenstehen, um, so „Die Zeit", ganz intim „Kontaktpflege" zu betreiben, sagen wir im Steinhof. Übrigens gibt es einen sogenannten „Kontakthof" auch in den „Eros-Centern" alias Freudenhäusern überall zwischen Hamburg und München. So wird man denn künftig in Steinhoffs öffentlichem Haus gemäß einem Nazi-Slogan (Luft)„Kraft durch Freude" schöpfen können.

Kraft, um „Moskau in die Reichweite deutscher Waffen" zu bringen, wie es Strauß formulierte, der natürlich im „Haus der Begegnungen" einer der gerngesehensten und dazu nicht einmal branchenfremden Gäste sein wird. Schließlich ist er Aufsichtsratsvorsitzender der „Airbus"-Gesellschaft für den Bau von Lufttransportern und kann überdies den Messerschmitt-Boelkow-Blohm-Konzern (MBB) zu seiner bayrischen (Luft)Hausmacht zählen. MBB baut den Löwenanteil von „Panavia 200", auch bekannt als „Neues Kampfflugzeug". Wohin es fliegen soll, verrät die ihm auf







Grund seiner geplanten Reichweite gegebene interne Bezeichnung „Uralbomber" (!).
Seine Schwenkflügel tragen das „größte Rüstungsgeschäft der Nachkriegszeit", so die „Süddeutsche Zeitung".
Fehlt noch Herr Mommsen, Staatssekretär im Kriegsministerium, aber nach wie vor vom Thyssen-Konzern sein Vorstandsmitglieds-Gehalt empfangend. Dem Rüstungs-Chef-Manager wird bestes Einvernehmen mit Kriegsminister Schmidt nachgesagt, der zur Zeit noch dienstlich verhindert ist, weil er ein paar überalterte Generale aus dem aktiven Dienst verabschieden will. Draußen vorm Ministerium warten schon die Limousinen der Rüstungsindustrie für die verabschiedeten Generale, mit deren Eintreffen im „Haus der Begegnung" dann auch bald zu rechnen sein dürfte.
Sie könnten noch vor Schmidt erscheinen, weil dieser noch ein paar Generale ernennen will, die ihm ganz zwanglos zur Förderung empfohlen worden sind.
Der begegnungsreiche Abend kann beginnen. Im „Horst der alten Adler", parterre ganz weit rechts, direkt neben dem Bild des „Reichsmarschalls" Göring liest General der Flieger a. D. Adolf Galland aus seinem Nazi-Jagdfliegerbuch: „Die Ersten und die Letzten". Mit „Galland-Industrieberatung" fing nach dem Krieg die Rüstungslobby an in Bonn.
Im Konzertzimmer probt der neue gemischte Chor das Legion-Condor-Lied: „Wir flogen jenseits der Grenzen."
Im „Richthofen"-Saal referiert heute das Mitglied des Militärausschusses des Bundestages, Wolfgang Pohle, aus erster Hand über die neuesten Aufrüstungsvorhaben der Bundeswehr. Pohle ist Mitglied der Strauß-CSU, Vorsitzender des von Schmidt geschaffenen „Arbeitskreises Rüstungswirtschaft" und als persönlich haftender Gesellschafter der Rüstungsfirma Friedrich Flick KG, die dank Pohle die Stoßverbände der Bundeswehr und anderer NATO-Partner mit bis jetzt 2500 Kampfpanzern „Leopard" ausstatten konnte.
Am Sandkasten im Bunker-Spiel-Casino demonstriert der eigens aus Washington herübergeflogene Hausherr Steinhoff sein – verbürgtes! – Lieblingsspiel, Städte der DDR atomar auszuradieren.
Die Möglichkeiten der kriegerischen Geselligkeit im künftigen „Haus der Luftfahrt" skizziert der Bonner Regierungsdirektor Schaefgen mit den Worten: „So ein Klub ist ja immer die Erfindung des Jahrhunderts." . . .

H. V. K.



Dort, wo in Richtung Osten Kairo aufhört, dort, wo der Sand der östlichen Wüste Turbulenz und Tempo der Viermillionenstadt am Nil ablöst, dort beginnt seit Juni 1967 eine Zone des Krieges. Auf einer Distanz von rund 120 Kilometern erstreckt sich vom Suezkanal, wo sich der israelische Aggressor verschanzt hat, bis zum Nil ein riesiges militärisches Areal. Hans-Dieter Bräuer (Text) und Jochen Moll (Bild) waren im



Der Autor des Beitrages mit dem Gouverneur von Suez vor dessen Amtssitz

SPERRGEBIET VOR SUEZ

Eine reichliche Stunde braucht man mit dem Auto von Kairo nach Suez. Im Frieden muß die Fahrt abwechslungsreicher gewesen sein, denn viele Fäden verbanden damals die Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Republik mit der Hafenstadt am Kanal. Da waren der Hafen, die Erdölraffinerie, der Kanal selbst. Da waren Tausende von Menschen, die Tag für Tag die Straße benutzten und Tausende Tonnen von Waren auf dieser Straße beförderten.

Aber jetzt ist Kriegszustand. Kaum ein Fahrzeug begegnet uns. Die Raststätte bei Kilometer dreiundsiebzig ist zerstört und ohne Leben. Ein einziges Mal schaukelt uns eine Kamelkarawane entgegen. Hin und wieder lüftet sich längs des Weges das Tarnkleid der Wüste für einen Augenblick, und wir sehen in einer Dünenlücke Zelte, Geschütze, Panzer und Transportfahrzeuge.

Suez, die noch vor vier Jahren blühende, geschäftige Hafenstadt, ist heute fast verlassen, und viele ihrer Häuser – neben Wohnbauten auch Hospitäler und Kirchen – wurden durch israelische Bomben und Granaten zerstört. 250000 Menschen wohnten vor 1967 hier; jetzt sind es kaum noch 15 000.

Diese Stadt ist Militärgebiet, so wie ihr Hinterland bis vor die Tore Kairos. Und wenn wir schon auf unserer Fahrt fast nur Soldaten gesehen hatten – alle Dutzend Kilometer bei einer kurzen, aber gründlichen Kontrolle –, auch Suez trägt heute Uniform. Selbst Hamed Mahmoud, der Gouverneur von Suez, kommt seit Jahren kaum noch aus dem Khaki-Drell. Sein Amtssitz gleicht einer Festung. Dicke, aus Beton und Ziegeln gefügte Splitterschutzmauern kaschieren die Wände und Eingänge.

Gouverneur Mahmoud empfängt uns im Keller des Hauses, in einem fensterlosen Raum.

Das Zimmer des Gouverneurs ist karg und schmucklos eingerichtet, nur zwei Teppiche zeigen, daß wir im Orient sind. Durch eine offene Tür erhaschen wir einen Blick in den Nebenraum. Dort steht ein Feldbett, mit einer gelbgrauen Armeedecke überzogen. Gouverneur Mahmoud bemerkt diesen Blick.

„Es gibt Zeiten", sagt er, „da muß man Tag und Nacht im Dienst sein. Da sind manchmal auch nachts Entscheidungen zu treffen, die man keinem anderen aufbürden möchte." Und er erzählt von jenem 24. Oktober 1967, da die Israelis zum ersten Mal die Erdölraffinerie angriffen und das riesige Werk in ein Inferno brennenden Petroleums und glühenden Stahls verwandelten. Damals kam es auf Minuten an, um durch klugen Einsatz der Löschzüge zu retten, was zu retten war.

Hamed Mahmoud tritt mit uns vor die Tür. Von dort sind es nur wenige Meter bis zur kühn geschwungenen Uferpromenade am „Khalig es Suweis" – dem Golf von Suez, der sich bis zum Roten Meer erstreckt, und der vor dem 5. Juni 1967 – wie der Kanal – eine der meist befahrenen Wasserstraßen der Welt war.

Der Gouverneur weist über den in der Sonne



Prüfung im Freien – mit „Sicherheitsabstand"

flimmernden Golf nach einer Landzunge. „Dort, in unserer Nachbarstadt Port Taufik, beginnt der Kanal. Auf der anderen Seite liegen die Israelis. Von dort kam Tod und Verderben über unsere Stadt. Wenn sie heute nicht mehr so können, wie sie wollen, ja wenn es zeitweilig zur Waffenruhe kommt. so ist das auch ein Verdienst unserer Armee."

Der ägyptischen Armee galt die Sympathie der fortschrittlichen Welt, seit 1952 Gamal Abdel Nasser und seine Offizierskameraden, zu denen auch der heutige Staatspräsident der VAR, Anwar el Sadat, gehörte, Faruks verrottete Monarchie stürzten.

Die militärische Niederlage im Juni 1967 schokkierte deshalb viele. Und jeden Tag neu stellt sich die Frage: Wie stark ist die Armee der VAR heute?

Wir sitzen einem General der VAR-Streitkräfte gegenüber. Ehe wir noch ins eigentliche Gespräch kommen, sagt er: „Meinen Namen kann ich Ihnen nicht nennen – Sie wissen: militärische Geheimhaltungspflicht. Daß ich Brigadegeneral bin, sehen Sie selbst an den drei Sternen – und ich würde sagen, nennen Sie mich Mohammed – diesen Namen trägt jeder zweite oder dritte Ägypter und – vielleicht – trage ich ihn sogar selbst."

„Also, General Mohammed", so fragen wir, „wie beurteilen Sie die militärische Lage, am Kanal – und überhaupt?"

Die Antwort ist kurz und knapp. „Als Militär halte ich mich an die Fakten", sagt General Mohammed. „Selbst die frisierten israelischen Berichte über ihre Menschenverluste und das Ausmaß der Zerstörungen ihrer tiefgestaffelten Befestigungen am Suezkanal beweisen, daß unsere Armee eine neue Qualität erreicht hat. Und daran können auch die in den Zeitungen des Westens spektakulär aufgemachten Storys über einige israelische Kommandoaktionen nichts ändern."

Wir erinnern uns: Als Israel weitere militärische Erfolge versagt blieben, wurde das Metallwerk Abu Zaabal bombardiert und wurden Schulkinder von Bahr el Bakr überfallen.

Die Waffenruhe, die vergangenes Jahr begann, stoppte diesen Terror.

General Mohammed ist Kommandeur einer Ausbildungseinheit der ägyptischen Panzerwaffe. Irgendwo in der Wüste zwischen Kairo und Suez hatten wir die seltene Gelegenheit, in seiner Begleitung junge ägyptische Soldaten während ihrer Ausbildung zu erleben. Die Wüste erfordert andere Tarnfarben, als sie in Mitteleuropa üblich und nützlich sind. Hier ist alles gelb – im Armeecamp irgendwo in der Wüste: Gelb sind die Panzer im Sand unter dem dunstigen Schwefelhimmel, gelb sind die Unterkünfte, gelb ist der Uniformdrell.

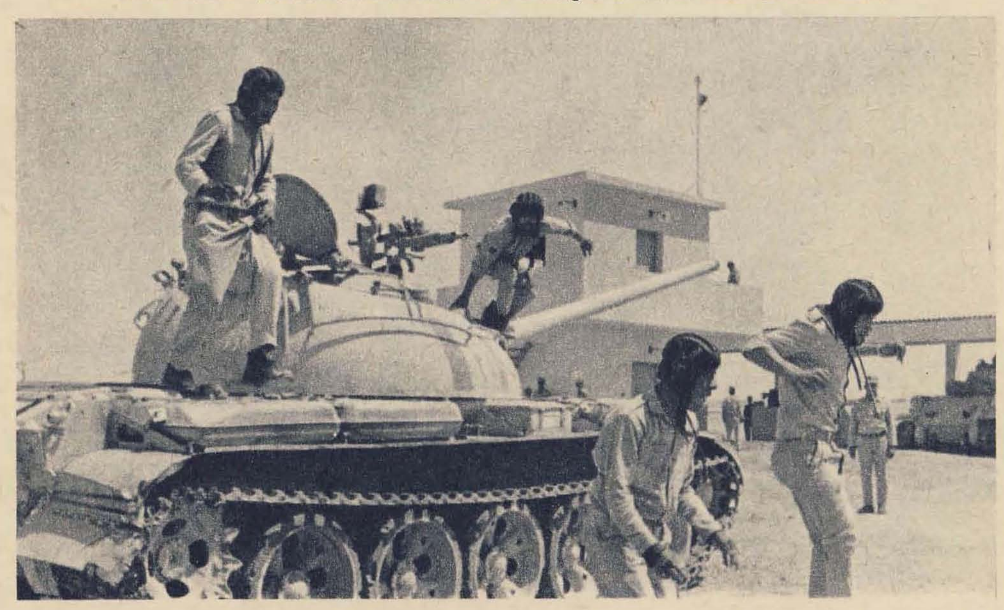
General Mohammed führt uns zu einem sowjetischen T 54. Eine Gruppe junger Soldaten steht dort mit einem Oberleutnant. Eben hat er seinen Unterricht beendet, und nun hört er zu – den Erklärungen seiner Schüler. „Wiederholung ist die Mutter der Weisheit", sagt er. „Und die beste Wiederholung ist die, wenn man das eben Gehörte und Gelernte seinen Kameraden vortragen muß. Die sind oft bessere Kritiker als wir Ausbilder."

Der Soldat auf dem Panzer hat anfangs Lampenfieber – nicht jeden Tag kommt der General zur Inspektion. Aber bald ertönt im melodischen Fluß – Arabisch ist eine sehr wohlklingende Sprache – seine beredte Stimme. Und offensichtlich weiß er über die Details des Panzeraufbaus Bescheid. Der Offizier unterbricht ihn nicht, und auch der General tut es nicht.

Hassan, so heißt der Soldat, wollte eigentlich Lehrer werden. Nun wird er Offizier.

„Ich habe erlebt, wie einige Offiziere sich im Juni 1967 vor dem Kampf drückten", erzählt er uns, „wie sie sich hämisch über unsere militärischen Mißerfolge freuten und laut prophezeiten, der Volksmacht gehe es nun an den Kragen. Das ist den Feinden nicht gelungen. Und weil es ihnen auch in Zukunft nicht gelingen darf, bin ich hier, wie viele meiner Freunde. Wir alle wissen: Unser Feind sind nicht nur die israelischen Aggressoren, nein, unser Feind ist der Weltimperialismus."

Gelb wie der Wüstensand sind auch Ausrüstung und Uniform der VAR-Soldaten





General Mohammed (zweiter von rechts) im Panzercamp.

Ägyptens Armee – gestern und heute

Die Geschichte der VAR-Streitkräfte begann im Juli 1952, als Ägyptens „Freie Offiziere" unter Gamal Abdel Nasser den englandhörigen König Faruk außer Landes jagten. Allerdings verblieb in der Armeeführung eine einflußreiche Gruppe der – in ägyptischen Zeitungen so bezeichneten – „Militärbourgeoisie", auf deren Konto der wesentliche Anteil am Versagen der Streitkräfte während der Juni-Ereignisse 1967 zu verbuchen ist.

Nachdem – vor allem durch das entschlossene Auftreten der Sowjetunion – der militärische Vormarsch der Israelis gestoppt werden konnte, und durch Massenaktionen der ägyptischen Werktätigen auch die politische Zielsetzung der Aggression vereitelt wurde, folgte die längst fällige Reorganisation der Kommandostruktur. Einige hundert Generale und Offiziere – meist aus privilegierten Schichten stammend – wurden aus der Armee entfernt, etliche vor Gericht gestellt. Dafür traten u. a. Tausende von jungen Hochschulabsolventen in die Streitkräfte ein.

Von grundsätzlicher Bedeutung erwies sich ferner die Orientierung auf die bis dahin völlig vernachlässigte politisch-patriotische Erziehung sowie auf die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Offizieren und Soldaten. Es wurde zunehmend Schwergewicht auf die Meisterung von Wissenschaft und moderner Technik sowie auf die Anwendung erprobter Erfahrungen der Sowjetarmee gelegt. Aber auch die materiell-technische Hilfe der UdSSR wirkte sich wesentlich auf das schnelle Erstarken der ägyptischen Armee aus. Etwa ein Jahr vor seinem Tode würdigte Präsident Nasser diese Hilfe mit folgenden Worten: „Unmittelbar nach der Aggression erhielten wir von der Sowjetunion Waffen und Flugzeuge. In kurzer Zeit verfügten wir über so viel Waffen, daß wir jeder Aktion Israels begegnen konnten. Ohne diese Waffen wären wir nie imstande gewesen, dem Feind zu antworten oder ihn zurückzuschlagen."

Natürlich unternimmt die VAR auch selbst große Anstrengungen, um angesichts der fortbestehenden Bedrohung durch Israel die Verteidigungskraft des Landes zu stärken. So verwendet sie beispielsweise rund 25% der Haushaltsmittel für diese Zwecke. Die zahlenmäßige Stärke der Armee beträgt nach offiziellen Angaben 650 000 Mann. Es wurde eine Zivilverteidigungsorganisation für Luftschutz, Feuerwehr, Rettungs- und Sanitätsdienst geschaffen, und es entstanden Volksverteidigungsräte, die über milizartige Freiwilligeneinheiten für den Schutz wichtiger Objekte im Hinterland sowie über entsprechende Ausbildungszentren verfügen. Koordinationszentrum all dieser Bemühungen ist ein 1970 neugebildeter Nationaler Verteidigungsrat, der die Aufgabe hat, „den Staat und die Streitkräfte auf die Verteidigung vorzubereiten und in Kriegszeiten die politische, wirtschaftliche und militärische Kontrolle über das Land auszuüben".

Von besonderer Bedeutung für die Festigung und zunehmende Erweiterung der Positionen gegenüber dem Aggressor Israel dürften darüber hinaus die militärischen Vereinbarungen mit Syrien, Sudan und Libyen sein, zu denen u. a. die Schaffung eines gemeinsamen Oberkommandos gehört.

B-t.

Werner Eggerath

Die große Stunde

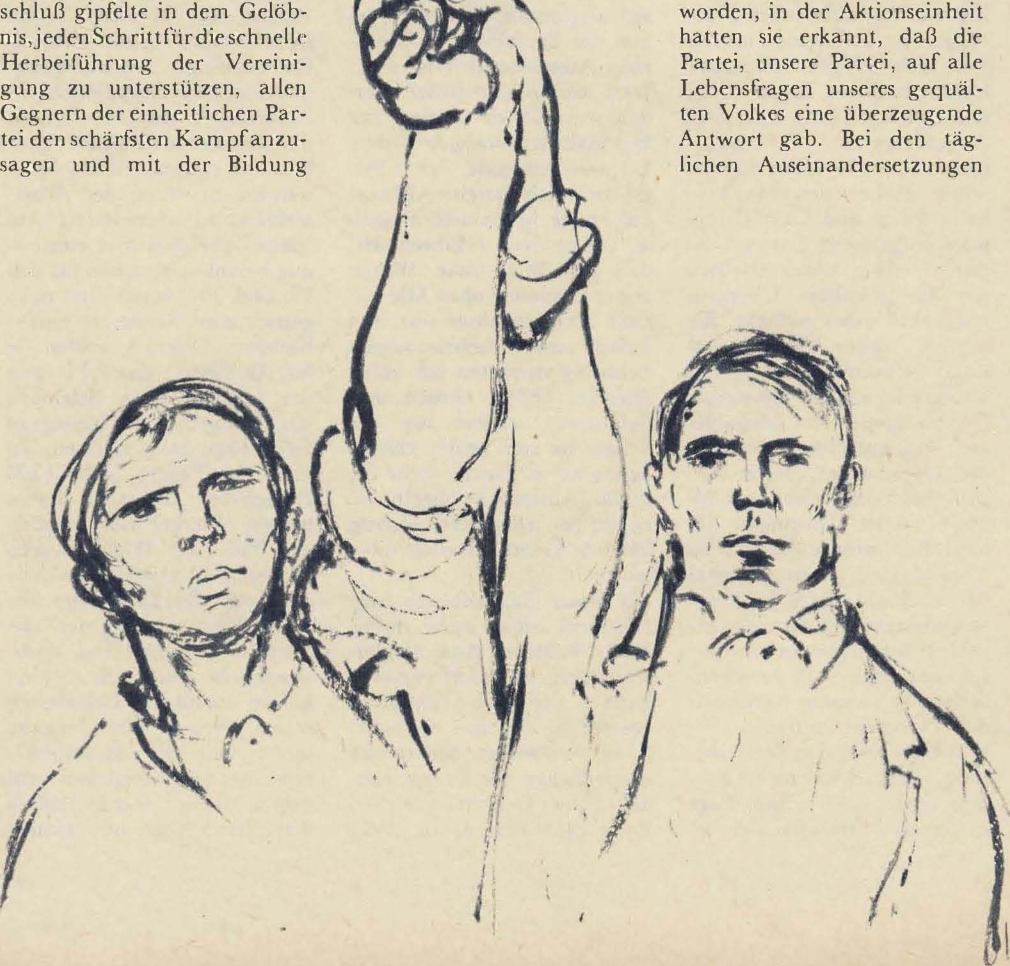
„Die Morgenröte einer neuen Zeit bricht damit an!" Wie ein Fanfarenstoß klingt der Beschluß aus, der am 21. Dezember des Jahres 1945 einstimmig vom „Sechziger-Ausschuß" der KPD und der SPD angenommen wurde. Mein Herz schlug schneller, als ich meinen Namenszug unter dieses bedeutsame Dokument setzte. Am ersten Verhandlungstag hatte ich dieses Ergebnis für unmöglich gehalten, weil einige Angehörige des Zentralausschusses der SPD sofort mit verteilten Rollen den von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl vorgelegten Entwurf angriffen. Aber dann erlebten wir die gewaltige Überzeugungskraft unserer Sache. Besonders Walter Ulbricht verstand es immer wieder, mit wenigen Sätzen den Kern eines Gegenargumentes bloßzulegen. Nun unterschrieben auch die Opponenten, selbst Dr. Brill, der Vorsitzende des Landesverbandes Thüringen der SPD! Er stimmte sogar meinem Vorschlag zu, schon an einem der nächsten Tage je einen Grundsatzartikel über die gefaßten Beschlüsse in unseren Landeszeitungen zu veröffentlichen; gemeinsam legten wir die Schwerpunkte fest.

Wie bald kam die Ernüchterung, wie groß war meine Enttäuschung! Als wir zwei Tage später im Sekretariat der Bezirksleitung die von mir geschriebene Arbeit durchsprachen, brachte uns der Chefredakteur der SPD-Zeitung das Manuskript des von Dr. Brill geschriebenen „Grundsatzartikels". Wir wollten unseren Augen nicht trauen – er richtete sich, von allen Phrasen abgesehen, eindeutig gegen die Beschlüsse des Sechziger-Ausschusses! Was nun? Jetzt mußte angegriffen werden – und wir griffen an! Heinrich Hoffmann, der zweite Landesvorsitzende der SPD, erklärte sich bereit, Antwort auf einige brennende Fragen zu geben. Nun erfuhren wir, daß Dr. Brill ohne Wissen seiner Genossen, ohne Mandat nach Berlin gefahren war. Am Schluß unserer mehrstündigen Beratung stimmten wir völlig überein. Offen, ehrlich und tiefgründig wollten wir alle Fragen bis zum letzten klären. Schon am 6. Januar sollte die große Aussprache beginnen, zu der von jeder Partei sechzig leitende Genossen eingeladen wurden.

Als dieser Tag anbrach, war Dr. Brill nicht mehr dabei. Nach heftigen Auseinandersetzungen im Landesvorstand hatte er sich nach Westen abgesetzt, wo er sofort ein hohes Staatsamt erhielt. Später gab er als Zeuge vor einem westdeutschen Gericht zu: Seit April 1945 stand er als „Politischer Berater" im Dienst der amerikanischen Militärregierung.

Es war bitter kalt, der Saal in der „Kaiserin Augusta" zu Weimar war nicht geheizt, aber die Aussprache war heiß und temperamentvoll und widerspiegelte den gewaltigen Prozeß, der in allen Teilen Deutschlands zum Durchbruch drängte. Sie war getragen von dem Willen, die Schlußfolgerungen aus den Lehren der Geschichte zu ziehen, endlich und endgültig die folgenschwere Spaltung der Arbeiterklasse zu überwinden. Am späten Abend wurde einstimmig beschlossen, schon für den 19. und 20. Januar eine neue gemeinsame Konferenz einzuberufen. Diesmal sollten je 600 Delegierte der KPD und der SPD aus den Betrieben und Ortsgruppen Thüringens zwei Tage lang beraten. In vierzehn Tagen, und 1 200 Delegierte? Mitten in diesem harten Winter? Die Straßen des Thüringer Waldes waren vereist, die Verkehrslage katastrophal, überall grinste die Not! Aber wie wurden die Skeptiker belehrt! Das traditionsreiche Volkshaus in Jena konnte kaum die Delegierten fassen. Schon am Eingang schlug mir die Atmosphäre eines großen Ereignisses entgegen, überall wurde lebhaft diskutiert. Aber mit einmal

entlud sich die erwartungsvolle Spannung in einem Beifallssturm, der nicht enden wollte: Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl waren zu uns gekommen!
Wer kann solche Tage und Stunden vergessen? Die entschädigen für so manche durchwachte Nacht, für schmerzliche Rückschläge und Enttäuschungen. Nach den einleitenden Referaten setzte sofort ein Sturm der Wortmeldungen ein. Klar zeichnete sich ab, daß die offene Aussprache des 6. Januar in Weimar eine Kettenreaktion der Zustimmung und des Vorwärtsdrängens ausgelöst hatte. Wilhelm Pieck traf in seinem Schlußwort ins Schwarze, als er feststellte, daß bei den vielen Diskussionsrednern nicht zu unterscheiden war, wer der KPD oder SPD angehörte. Der einstimmig angenommene Beschluß gipfelte in dem Gelöbnis, jeden Schritt für die schnelle Herbeiführung der Vereinigung zu unterstützen, allen Gegnern der einheitlichen Partei den schärfsten Kampf anzusagen und mit der Bildung einer einheitlichen Partei in Thüringen mit allen Kräften die Einheit der ganzen Arbeiterklasse in Deutschland zu fördern.
War das ein Erlebnis! Im Februar des vergangenen Jahres vegetierte ich noch als „Zuchthäusler", gejagt, geschunden, fortgesetzt gedemütigt, stets in Tuchfühlung mit dem Tod. Sprengkommando-
Himmelfahrtskommando!
Vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit mußten wir nichtkrepierte Bomben ausgraben. Wie bitter war der Gedanke, noch in letzter Stunde vor Toresschluß namenlos zerfetzt zu werden. Und die Angriffe der anglo-amerikanischen Bomberverbände, die brennenden Stadtteile, die Angstschreie verzweifelter Frauen und Kinder, die dumpfe Hoffnungslosigkeit der Menschen, wie trostlos war das alles. Und nun standen weit mehr als tausend Genossen vor mir, wie hell brauste die „Internationale" auf. Noch konnte ich es kaum fassen: Hier war etwas aufgebrochen, in den wenigen Monaten seit der Befreiung war etwas Neues, Gewaltiges aufgeblüht. Die Augen dieser schlechtgekleideten und mangelhaft ernährten Menschen vor mir verkündeten es. Aus ihnen sprach das neue Selbstbewußtsein, das sich entfaltende Wissen um die Kraft ihrer Klasse. Bei dem Sturm auf die Bastionen der Volksverderber, in der Durchführung der Bodenreform, bei der Beschlagnahme des Vermögens der Kriegsverbrecher, Kriegsgewinnler und aktiven Faschisten war es entzündet worden, in der Aktionseinheit hatten sie erkannt, daß die Partei, unsere Partei, auf alle Lebensfragen unseres gequälten Volkes eine überzeugende Antwort gab. Bei den täglichen Auseinandersetzungen



lernten sie den Gegner zu schlagen und waren dabei gewesen. Nun begriff ich auch die Kühnheit und die Weitsicht unserer Parteiführung. Als uns Walter Ulbricht im Oktober des vergangenen Jahres, in einer Zeit, wo wir das Letzte einsetzen mußten, um von einem Tag zum anderen zu kommen, ganz nüchtern den Plan des wirtschaftlichen Aufbaus unterbreitete, war ich etwas verzagt nach Weimar zurückgekehrt. Woher sollten wir die geschulten und bewußten Kräfte für die Besetzung der vielen bestimmenden Kommandohöhennehmen, um diesen Plan zu konkretisieren und seine Verwirklichung in Angriff zu nehmen? Unsere erste Landesparteischule verfügte über ganze 28 Plätze, die Lehrgänge dauerten eine Woche! Jena gab mir die Antwort. Nun galt es, die Kraft, die sich offenbart hatte, zielbewußt für die Realisierung dieses Plans einzusetzen.

Als ich so glücklich nach Weimar zurückfuhr, ahnte ich noch nicht, was jetzt auf uns zukam, daß ich bald in arge Konflikte gestürzt würde. Die Auswirkungen der Jenaer Konferenz waren weit größer als wir erwartet hatten. Wohin ich auch kam, in allen Kreisen wurde immer stärker die Verwirklichung der Jenaer Beschlüsse gefordert. Aber war die Zeit dafür schon reif? Die Berliner „Sechziger"-Konferenz hatte die Aufgabe gestellt, die Einheitspartei vorzubereiten. Durften wir über diese Beschlüsse hinaus vorstoßen, schon so ins Detail gehen? Gaben wir damit vielleicht den Gegnern der Einheit Argumente? Die Verantwortung war groß. Und der Druck von unten wuchs, wir mußten die erweiterte Bezirksleitung einberufen. Die erregte Aussprache rundete das Bild ab. In vielen Betrieben arbeiteten die Betriebsgruppen der beiden Parteien völlig einheitlich. Im Kreis Nordhausen war praktisch die Verschmelzung in vollem Gange, nur noch formal bestanden zwei Leitungen. In einigen Kreisstädten wollten ganze Ortsgruppen der SPD geschlossen zur KPD übertreten. Das wollten wir nicht, das mußte verhindert werden, wir strebten eine echte Vereinigung an. Zum Schluß wurde trotz unserer Bedenken beschlossen, dem Landesvorstand der SPD in einem offiziellen Schreiben eine gemeinsame Tagung der beiden erweiterten Leitungen vorzuschlagen. Nur einen Tagesordnungspunkt sollte es geben: Die Vereinigung der beiden Parteien in Thüringen. Zu unserer Überraschung erhielten wir nach wenigen Tagen eine zustimmende Erklärung, als Termin wurde der 5. Februar vereinbart.

Der Druck auf meiner Brust wuchs mit jeder Stunde, die Verantwortung lastete schwer. Ein Vorprellen über die in Berlin gesteckten Ziele konnte zu ernsten Rückschlägen führen. Was ging überhaupt in der SPD vor, welche Beschlüsse würde der Landesvorstand fassen, der schon am Vierten zusammentrat? Wir wußten, daß die Feinde der Vereinigung in den Westzonen nicht untätig waren, daß sie kein noch so verwerfliches Mittel scheuten, um die sich abzeichnende Vereinigung zu hintertreiben. In der Beratung unserer Bezirksleitung in den Morgenstunden des 5. Februar gelang es, die Draufgänger zu zügeln, eine abwartende Haltung zu sichern. Doch unsere Zurückhaltung war unbegründet. Der Landesvorstand der SPD stand ebenfalls unter dem Druck der Forderungen aus den Betrieben und Kreisen; die Erfahrungen der Aktionseinheit wirkten sich auch in ihren Organisationen aus. Wieviel wäre über diese von hohem Verantwortungsbewußtsein getragene Aussprache zu berichten... Aber in später Abendstunde war es einstimmig, ohne Vorbehalt beschlossen: Ausgehend von der Entschließung der Sechziger-Konferenz vom 21. Dezember 1945 und der gemeinsamen Delegiertenkonferenz in Jena wird am 6. April in Gotha der ordentliche Bezirksparteitag der KPD Thüringen und zur selben Stunde der Landesparteitag des Landesverbandes Thüringen der SPD eröffnet. Am Abend desselben Tages wird mit der festlichen Aufführung der 9. Sinfonie die gemeinsame Landestagung der SPD und der KPD feierlich eingeleitet.

War es die Atmosphäre dieser Aussprache, die mir mit einmal alles so einfach, so rosig erscheinen ließ? Ich lief in mein Arbeitszimmer, griff zum Telefon, berichtete überstürzt, gab freudig bewegt den Wortlaut unseres Beschlusses durch – und wurde mit einem Male ernüchtert. Richard Gyptner, der Leiter des Büros unseres Zentralkomitees, unterbrach mich: „Moment, Moment, nicht so hastig! Kennst du die ‚Sechziger'-Beschlüsse nicht?" „Natürlich, aber..." Ich bekam noch einiges zu hören, darüber will ich schweigen. „Also erst einmal stopp, die Parteiführung wird über eure Vorschläge beraten!" Wir waren also doch zu weit gegangen?

In dieser Nacht fand ich keinen Schlaf, auch durch den nächsten Tag quälte ich mich mit Zweifel, mit Unruhe. Am folgenden Tag sollte der paritätisch zusammengesetzte Organisationsausschuß seine Arbeit aufnehmen, ihm mußten klare Vorschläge unterbreitet werden. Es war zum Verzweifeln! Da, in der Mittagsstunde des 7. Februar, riß mich ein Anruf von Richard Gyptner hoch. Träumte ich? Nein! Unsere Beschlüsse waren im Grundsätzlichen bestätigt! Noch mehr: In allen anderen Ländern und Berlin würde

derselbe Weg eingeschlagen! Mit einmal sah ich die Welt ganz anders, ich hätte sie umarmen können! Nun war der Weg frei!
Die Kommission zur Vorbereitung der gemeinsamen Landestagung in Gotha hatte ein gewaltiges Arbeitspensum zu meistern. In vielen Fragen waren wir uns bald einig: Sofort mußte eine intensive gemeinsame Schulungsarbeit organisiert werden. „Kritik am Gothaer Programm" von Karl Marx und „Was tun?" von Lenin wurden als verbindliche Schulungsgrundlagefestgelegt. Während wir berieten, stieg in mir eine Erinnerung auf, verdichtete sich. Damals, im Jahre 1924, als wir durch den Tod Lenins erschüttert waren, rief seine Partei zum „Lenin-Aufgebot". Hunderttausend, die besten Arbeiter, wurden aufgerufen. durch ihren Eintritt in die Partei Lenins die Lücke zu schließen, die sein Tod gerissen hatte. Dieser Aufruf bewegte mich so, daß ich um die Aufnahme in die KPD bat. Kurz entschlossen schlug ich deshalb jetzt vor. die besten Arbeiter aufzufordern, der kommenden vereinigten Partei beizutreten. An die 30000 folgten in Thüringen dem Ruf zum „Gotha-Aufgebot". Nach der Vereinigung, im Mai, wurden sie in feierlichen Veranstaltungen in die Sozialistische Einheitspartei aufgenommen.
Der sehnsüchtig erwartete und doch so schnell gekommene 6. April 1946 dämmerte herauf. Am späten Nachmittag gingen die beiden Landesparteitage zu Ende. Einstimmig wurden die Delegierten für die gemeinsame Landestagung verpflichtet, entschieden für die Vereinigung einzutreten. Wer kann sich vorstellen, was in uns vorging, als am Abend in der weitgespannten Halle sieghaft aus der Wucht der großen Chöre „Freude, schöner Götterfunken" aufstieg? Alles Gute, alles Schöne und Zukunftsweisende, was in diesem Meisterwerk Beethovens schwingt, vereinte sich mit unserem Willen. Und in unserer Mitte weilten Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl, die an den getrennten Landeskongressen teilgenommen hatten.
Die Nacht war kurz. Wir hatten festgelegt, daß Fritz Heilmann, ein alter Kommunist, der lange in Thüringen als Redakteur gearbeitet hatte, und August Fröhlich die gemeinsame Landestagung leiten sollten. Für diesen, einen der ältesten und profiliertesten Sozialdemokraten, 1924 sogar Staatsminister in Thüringen, war der Weg zur Einheit nicht leicht gewesen, nur schwer konnte er sich von den alten sozialdemokratischen Vorstellungen vom Wesen einer Arbeiterpartei und des bürgerlichen Parlamentarismus trennen. Aber die Faschisten hatten an ihm ein gravierendes Beispiel der „Vereinigung" exerziert. Nach seiner Verhaftung im Jahre 1943 fesselten sie ihn, den alten Sozialdemokraten, mit Theo Neubauer, einem hervorragenden Kommunisten, zusammen. „Auch das war eine Vereinigung", hatte August Frölich am 6. Januar in Weimar gesagt, „die mich auf den neuen Weg zwang". Sichtlich bewegt eröffnete er nun – und neben ihm saßen Otto Grotewohl und Wilhelm Pieck.
Wie unterschied sich dieser Tag von den Konferenzen in Weimar und Jena, wie hatten diese wenigen Wochen die Menschen verändert! Es stand nicht mehr im Mittelpunkt, ob wir uns vereinigen sollten, das war schon selbstverständlich geworden. Jetzt ging es darum, wie die neue Partei tief in den Massen verankert, wie eine breite demokratische Welle ausgelöst werden konnte, um auch in den Westzonen den Durchbruch zu erzwingen. Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl wiesen den Weg, sie stellten beide die nationale Frage in den Mittelpunkt. Nach der Wahl der Delegierten zum Vereinigungsparteitag und der Wahl des paritätisch zusammengesetzten Landesvorstandes klangen diese Tage erhebend aus, aber noch lange, bis Mitternacht, blieben die meisten Delegierten zusammen. Es war die Freude, die Freude...
Die Freude schwang auch in uns, als wir nach Berlin fuhren, zum 15. Parteitag der KPD. Wie ergreifend waren die Szenen des Wiedersehens, besonders mit den Genossen aus den Westzonen. Wir hatten überlebt! Mehr noch! Wir waren unserer Klasse und ihrer historischen Mission treu geblieben, wir konnten erhobenen Hauptes Rechenschaft ablegen! Aber immer wieder war es wie ein Stich in der Herzgegend, wenn die Namen derer fielen, die diese Zeit nicht mehr erlebten – „unsterbliche Opfer"... Als Wilhelm Pieck sprach, durchlebte ich noch einmal die Jahre, die seit dem 14. Parteitag 1939 vergangen waren. Sie waren schwer, auch für mich, aber in dieser Stunde wurde mir zum ersten Mal voll bewußt, daß sich jeder von uns glücklich fühlen konnte, weil er ein erfülltes Leben lebte, erfüllt vom Kampf um die höchsten Ziele, die sich jemals Menschen stellten. Als Wilhelm Pieck von der Befreiung durch die Sowjetarmee sprach, glaubte ich, die unendlichen Gräberfelder von Moskau bis zur Elbe zu sehen. Wie viele Hoffnungen, wie viele Begabungen waren verscharrt worden! Und wenn es gelungen wäre, damals, 1932/33, die Aktionseinheit der Arbeiterklasse in Deutschland auszulösen? Auch jetzt standen wir noch am Anfang, noch stand die große Bewährungsprobe vor uns! Welche Bitterkeit sprach aus den Berichten der Genossen aus den Westzonen.



Dort forderte eine breite Volksbewegung die Beschlagnahme der Rüstungsindustrie, ihre Überführung in Volkseigentum, aber die Besatzungsmächte verhinderten die Durchführung des Potsdamer Abkommens und fanden willige Helfer. Nun mußte die Arbeiterklasse beweisen, daß sie fähig war, die Schlußfolgerungen aus den Lehren der Geschichte zu ziehen.

In den Morgenstunden des nächsten Tages umfing uns die Atmosphäre des Vereinigungsparteitages. Wer vermag sie mit Worten zu vermitteln? „Wir sind die Jungen, die Unruhvollen" sang der Berliner Jugendchor. Von meinem Platz im Präsidiumdurchforschte ich die Gesichter vor mir. Da saßen sie, Kommunisten und Sozialdemokraten, erwartungsvoll, mit leuchtenden Augen, die ewig Unruhvollen. Viele, viele mit vor der Zeit gebleichtem Haar – Not, Verfolgung, unendliches Leid hatten sich eingekerbt, aber sie waren jung geblieben. Nun erlebten sie die große Stunde, manchem schossen Tränen in die Augen, als sich die Hände von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl zusammenschlossen.

War das ein Tag! Die vorgelegte programmatische Grundlage zeigte der Arbeiterklasse in ganz Deutschland den Weg, erschloß alle Möglichkeiten für eine breite Einheitsfront, für die Entfaltung einer echten Demokratie. Immer wieder riß es die Delegierten von den Sitzen. Der Jubel wollte kein Ende nehmen, als eine Delegation der Berliner einmarschierte und Bernhard Göring, bisher führendes Mitglied der SPD, dem Präsidium das rote Kampfbanner mit dem Symbol der Einheit übergab, als Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl es gemeinsam erhoben. Brüder! In eins nun die Hände! Das Sehnen von Millionen wurde Wirklichkeit.

Illustrationen: Kurt Zimmermann



Motor ohne Kurbelwelle

Die polnische Automobilindustrie erprobt gegenwärtig einen seit sechs Jahren auf der Basis des Wankel-Prinzips entwickelten neuartigen und bereits patentierten Motor, der die Energie der Abgase in Umdrehung umsetzt. Der Motor hat keine Kurbelwelle mehr. Nach bisherigen Berechnungen sollten bei einem Hubraum von 1 000 Kubikzentimetern 200 PS Leistung gebracht werden. Der Benzinverbrauch wird für 100 km mit sieben Litern angegeben.

Luftlandetruppen mit ASU 85

Der lufttransportfähige Panzer ASU 85 gehört seit Jahren zur Standardausrüstung der sowjetischen Luftlandetruppen. Er wurde speziell für diese Waffengattung entwickelt. Seine Bewaffnung und Ausrüstung – 85-mm-Kanone, IR-Sicht- und Zielgeräte, KCB-Schutz – entsprechen dem modernen Stand des sowjetischen Panzerbaus. Das Fahrwerk wurde vom PT-76 abgeleitet.

Erdkämpfer „Milan" SO1

Der Erstflug der Dessault „Milan" SO1 verlief nach Mitteilung des Werkes erfolgreich. Der Flug dauerte 50 Minuten und führte bereits in den Geschwindigkeitsbereich oberhalb Mach 1. Die Maschine ist mit einem Vorflügel ausgerüstet, der am Bug ausgefahren werden kann. Er bietet eine Reihe von Vorteilen, wie kürzere Start- und Landestrecke, höhere Steiggeschwindigkeit, engeren Kurvenradius u. a. m., die wichtig beim Einsatz des Flugzeuges als Erdkämpfer sind.



Neues vom US-Kampfpanzer 70

Einzelheiten über den XM 803 genannten amerikanischen Kampfpanzer 70 sind jetzt bekannt geworden. Anstelle des Daimler-Benz-Antriebs soll der XM 803 eine leichtere Version erhalten, die vor allem keine besondere Tauchabdichtung erfordert. Die nicht zufriedenstellend arbeitende Ladeautomatik soll durch eine neue ersetzt und die zu komplizierte und anfällige 20-mm-Kanone gegen ein 12,7-mm-MG ausgetauscht werden. Anstelle des getrennten Tag- und Nachtsichtgerätes kommt ein kombiniertes Gerät zum Einsatz. Die Panzerung wird zum Teil verringert, das Laufwerk soll durch eine Panzerschürze geschützt werden.



Patrouille auf Tragflächen?

Ihr erstes Tragflächen-Patrouillenboot plant gegenwärtig die französische Kriegsmarine. Es soll bis zu 80 kn Geschwindigkeit erreichen und mit einem 30-mm-Fla-Zwilling sowie zwei Starteinrichtungen für Seeziel-Flugkörper ausgerüstet werden. Ein Zeitpunkt für die Indienststellung ist nicht bekannt.

„Ural" für den hohen Norden

Die Bezeichnung 375 K trägt der in der Sowjetunion speziell für den Einsatz im hohen Norden gebaute 4,5-t-LKW „Ural". Zwei Kraftstoffbehälter mit einem Fassungsvermögen von insgesamt 420 l Treibstoff ermöglichen diesem Fahrzeug einen Fahrbereich von 875 km.

Kältefester Treibstoff

In der Sowjetunion ist eine Technologie zur Herstellung eines Dieseltreibstoffes entwikkelt worden, der auch bei —60 °C

nicht gefriert. Dabei handelt es sich um einen komplizierten Prozeß zur Aussonderung des Paraffins aus dem Erdöl. In der erdölverarbeitenden Industrie der Sowjetunion sind bereits vier dieser Anlagen in Betrieb.

Ungarische „Kalaschnikow"

Die ungarische Version der MPi „Kalaschnikow" weicht in ihrer äußeren Form von dem uns bekannten Typ insofern ab, als einerseits das Gehäuse mit einem durchbrochenen Mantel versehen ist und andererseits ein zweites Griffstück als vordere Handhabe angebracht wurde. Kolben und Griffstücke sind aus strapazierfähigem Kunststoff hergestellt. Das System und Kaliber sind „Kalaschnikow".



Minenräumen per Hubschrauber

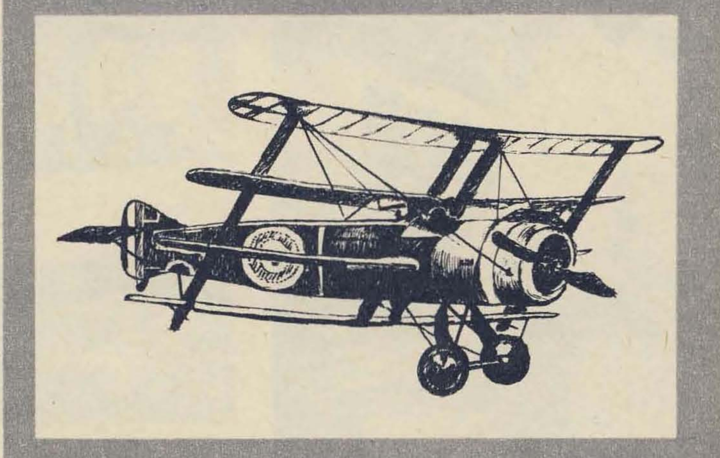
Das japanische Heer will 1972 das erste Hubschrauber-Minenräumgeschwader in Dienst stellen. Dabei sollen sechs Maschinen vom Typ „Kawasaki-Vertol-107-11" Verwendung finden, die mit den erforderlichen Zusatzeinrichtungen versehen sind. Eine Versuchsausführung wird bereits erprobt. Eine zweite Versuchsausführung soll ebenfalls eingesetzt werden.



Der Vierdecker Koolhovens

Doppeldecker sind als Flugzeuge allgemein bekannt, auch Dreidecker, aber ein Kampfflugzeug mit vier Tragflügeln? Warum nicht? Das sagte sich wohl seinerzeit auch der holländische Konstrukteur Frederic Koolhoven, der 1916 bei der britischen Firma Armstrong Withworth die FK-10, den einzigen jemals eingesetzten Kampf-Vierdecker baute. Die Initialen „FK", für jenes britische Unternehmen ungewöhnlich, waren die Anfangsbuchstaben von Koolhovens Namen.
Er arbeitete während des ersten Weltkrieges in der britischen Luftfahrtindustrie, und die FK-10 war seine zehnte Konstruktion. Bei der Projektierung der Maschine verfolgte er das Ziel, dem Beobachter, der hinter dem Flugzeugführer saß, durch diese Anordnung der relativ schmalen Tragflächen bessere Sichtmöglichkeiten zu schaffen. Auch sollte sich die Manövrierfähigkeit der Maschine dadurch erhöhen. Die Praxis bewies jedoch, daß nur ersteres zutraf, und auch das nur zum Teil. Geplant war der Einsatz der Maschine als Jagdaufklärer mit zwei Mann Besatzung. Flugzeugführer und Beobachter hatten je ein MG zur Verfügung, der Pilot ein starres, durch den Propellerkreis schießendes und der Beobachter ein bewegliches, das den Rücken frei halten sollte.

Der Prototyp der FK-10 wurde von einem 110-PS-„Clerget"-Rotationsmotor angetrieben. Die späteren Versionen erhielten Motoren mit 130 PS Leistung. Eines der insgesamt 12 Flugzeuge wurde als Bomber umgerüstet, aber ebenso wie die anderen nicht zum Kampf eingesetzt. Die Flugerprobung hatte ergeben, daß die in die Maschine gesetzten Erwartungen nicht erfüllt wurden. Eine Zeitlang wurden sie dann als Trainingsflugzeuge für die RAF-Piloten benutzt.
Die FK-10 hatte eine Spannweite von 8,8 m, eine Masse von 860 kg, und ihre Länge betrug 7,2 m. Die Höchstgeschwindigkeit lag bei für die damalige Zeit guten 158 km/h. Das in Holzbauweise und mit offener Kabine gefertigte Flugzeug erreichte eine Gipfelhöhe von 4000 Metern. Die Steiggeschwindigkeit betrug 23,5 Minuten auf 3000 Meter. Koolhoven baute nach dem ersten Weltkrieg eine Reihe guter Kampfflugzeuge für die holländische Luftwaffe. *J. Wende*



Wetterfrosch

Wer da Kurven fliegt und Bogen,
trudelt oder Loopins dreht,
fragt den Meteorologen
gern, wie's mit dem Wetter steht.

Monika*, die Aero-Krabbe,
hat sich einen eingeweckt.
Steigt sie morgens aus der Klappe
informiert er sie direkt.

Sitzt der Bursche auf der Leiter
dann weiß Monika genau:
Heute wird das Wetter heiter
und der Himmel himmelblau.

Und sie fährt zum Fluggelände,
denkt, auf Frösche sei Verlaß,
doch schon kommt die Wetterwende,
wenn zunächst auch nur im Glas.





perspektive

Denn der Frosch ist abgestiegen
und spielt Bodenpersonal,
dabei ist die Luft zum Fliegen
ausgesprochen ideal.

Und sie kann sich nicht entschließen
das zu tun, was sie gern möcht.
Sicherlich wird es gleich gießen!
Frösche haben immer recht!





***Es handelt sich hier um keine geringere als die Vizeweltmeisterin im Motorkunstflug, Monika Fleck-Schösser, die an unserer lustigen Geschichte mitwirkte.**



Hell sind alle Himmelswege,
aber die Entscheidung schwebt,
bis ein freundlicher Kollege
Moni in die Kanzel hebt.

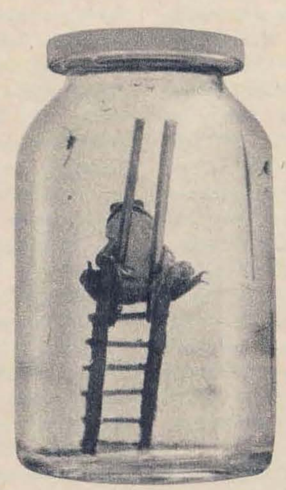


Und so taucht sie himmelstrunken
tief ins blaue Paradies,
und sie denkt sich: selbst die Unken
unken nicht mehr sehr präzis.

Aber, es ist kaum zu fassen,
als sie landet – siehe da –
balln sich plötzlich Wolkenmassen
wie der Frosch es kommen sah.



Moni will ihn grade loben,
denn sie hat sich ja geirrt,
doch verflixt! – Nun sitzt er oben,
wo es gleich gewittern wird.





Die Moral von der Geschichte,
kurz zu einem Satz gerafft:
– Frösche machen nur Gerüchte!
Besser macht's die Wissenschaft.

H. Krause

Die aktuelle Umfrage

Unbequeme Zeitgenossen?

Wer da, bitteschön, gemeint und wie das überhaupt zu verstehen sei, das mit der Unbequemlichkeit?

Wir werden sehen.

Die hier gehören zu denen, die solcherart auffallen: Soldat Horst Schirmer (19), Obermatrose Ulli Jagow (22), Unteroffizier Dieter Sander (21), Gefreiter Lotar Retz (20). Weitere ließen sich nennen – und werden genannt. Es sind junge Leute von heute. Soldaten wie ihre Kameraden, mit denen sie auf dem SPW hocken, an der Schiffsmaschine stehen, Grenzstreife laufen, im Panzer sitzen oder die Fla-Raketen bedienen. An ihrer Uniform würdemanvergebensnacheinem Symbol suchen, das sie als in besonderem Maße zusammengehörig erkennbar macht. In irgendeiner Tasche allerdings tragen sie ein in eine Plastehülle eingeschlagenes Büchlein, 82 × 134 mm groß. Doch, wer sieht das schon? Denn es ist nicht üblich, es jedem vor die Nase zu halten . . .

Aber kommen wir zu unserem Quartett zurück. Was gibt es zu sagen über die Vier, die sich untereinander nicht kennen?

Von ihren Kameraden, meine ich.

Solo Nr. 1

Soldat Wolf-Detlev Frühauf (19) über Horst Sch.: „Er plagt sich ab, unseren Klub und das Leben darin populär zu machen. Immer gelingt ihm das zwar nicht, aber er gibt nicht auf. Er nimmt jeden Rat dankend an und sucht die Mitarbeit aller."

Solo Nr. 2

Matrose Rolf Ziske (20) über Ulli J.: „Der Ulli hat bei allen Schlag, auch wenn ihm mancher mal einen deftigen Fluch hinterherschickt. Ulli, das ist so einer, der nie Ruhe gibt. Ich meine im Sinne von Zufriedenheit und Sich-Ausruhen, wenn man was geschafft hat. Dauernd kommt er mit was neuem, im Wettbewerb und so. Der weiß, was er will. Und das spricht er auch glashart aus. Na ja, einigen paßt das nicht gerade. Aber eigentlich hat Ulli immer die besseren Argumente. Und da er bei 'ner Aufgabe nicht bloß sagt: ,Du machst das und du machst jenes!', sondern zuerst sagt, was er selber machen will – da schafft er 's eben, daß die anderen mitziehen. Hinterher, wenn es dann heißt: ,Leute, wascht euch die Brust, ihr kriegt einen Orden!', dann strahlen sie plötzlich alle wie 'n Pfannkuchen, hauen dem Ulli auf die Schulter und sagen: ,War doch 'ne gute Idee mit der Verpflichterei!'"

Solo Nr. 3

Unteroffizier Rüdiger Holz (19) über Dieter S.: „Er macht seinen Dienst vorbildlich und hat immer ein offenes Ohr für das, was seine Genossen bewegt. Er erklärt alles genau. Spricht mit den Soldaten über die verschiedensten Dinge. Ich habe mich auch mal mit ihm unterhalten. Privat. Wollte heiraten und hatte da so einige Fragen."

Solo Nr. 4

Soldat Klaus Parsenski (18) über Lotar R.: „Er spielt sich nicht als ,Altgedienter' auf, für den wir Neuen die ,Spritzer' sind. Lotar ist ein dufter Kumpel ohne auf Kumpelei zu machen. Hilft, wo er kann. Wenn mal was faul ist im Kollektiv oder in der Dienstorganisation, hält er nicht den Mund. In der Versammlung bringt er die Sachen kritisch zur Sprache. Er hat einen festen Standpunkt und verschweigt seine Meinung nicht. Gerade deswegen läßt sich gut mit ihm diskutieren."







Der vereinigte Soldaten- und Matrosenchor ihrer Einheiten bescheinigt ihnen, daß sie Aktivität entwickeln, im schöpferischen und vorwärtsdrängenden Sinn unzufrieden sind, sich als gute, hilfsbereite Kameraden und als begehrte Gesprächspartner mit parteilichem Standpunkt erweisen. „Erstaunlich ist vor allem", resümiert Soldat Werner Hölzke (19), „wie sie alles in den richtigen Zusammenhang stellen – sei es nun in einem Streit um wirtschaftliche Fragen, um ‚Apollo' und ‚Lunochod', um den Armeedienst oder um die Maximode. Ich finde es prima, daß man sich mit ihnen offen und ohne Schutzmaske über alles unterhalten kann. Sie verziehen sich nicht schmollend in eine Ecke, wenn man mal was Unausgegorenes und Falsches sagt. Sie setzen sich damit auseinander und versuchen, es zu erklären. Dabei kann man eine Menge lernen. Für den Dienst als Soldat und für das ganze weitere Leben. Es stimmt, was ich bei Helmut Preißler gelesen habe: Ohne sie wären wir immer noch wie wir einst waren."

Die hier im Plural Angesprochenen, das sind nicht allein Horst und Ulli, Dieter und Lotar. Sie sind nur vier von fast zwei Millionen. Aber da man das Ganze meist am Detail mißt und damit am Verhalten derer, die man persönlich kennt, wollen wir bei diesem Prinzip bleiben und hören, was man anderswo so spricht.

„Wenn ich so an meine Kompanie denke, muß ich sagen: Sie schleppen einen ganz schönen Rucksack mit sich herum", meint Soldat Uwe Stelzer (20). „Jeder guckt auf sie, immer sollen sie Vorbild sein." Offenbar sind sie's. Jedenfalls bestätigen 94% von 180 Befragten, daß sie in den meisten Ausbildungsfächern das gelbe Trikot des Spitzenreiters tragen. Aber nicht nur das. Mit dem Matrosen Peter Düsterhöfft (18) haben 98% aller Befragten den Eindruck, daß sie „nicht nur für sich selbst nach Höchstleistungen streben; sie wollen, daß alle diese Ziele erreichen. Dabei helfen sie ihnen und spornen sie mit der eigenen Leistung an". Gefreiter Rudi Kral (22) hält das für „richtig und wichtig, weil auf diese Weise jeder sieht: Hier wird nicht nur viel verlangt, sondern auch viel vorgemacht. Die Kraft des guten Beispiels strahlt aus. Daran ändern auch die verschwindend wenigen ‚schwarzen Schafe' nichts."

„Was die Letzteren angeht", wirft Unterfeldwebel Günter Haak (20) ein, „so gehen sie unter sich hart ins Gericht mit ihnen. Ich habe das mal miterlebt, als Gast. Es ging nämlich um einen Unteroffizier. Der hatte ein paar Korken steigen lassen. Ich war beeindruckt, wie das Kollektiv mit ihm gesprochen hat. Es gab ja zwei Wege: Ihn rausschmeißen oder ihn behalten. Sie haben ihn behalten. Und das war nicht, um Musche-musche zu machen und die Sache vor der Öffentlichkeit zu vertuschen. Ich glaube, es ging ihnen darum, einem jungen Menschen zu helfen und ihn nicht beim ersten Fehltritt fallen zu lassen. Gut, sie haben's ihm nicht leicht gemacht, verlangten allerhand. Aber damit versprachen sie ihm zugleich Hilfe. Der Genosse ist heute nicht mehr Unteroffizier, aber er ist einer der besten Soldaten geworden."

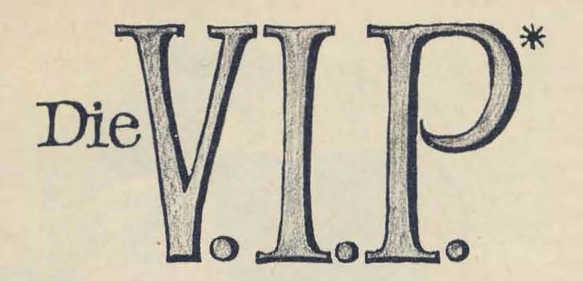
Ja, bequem ist es nicht, einer der ihren zu sein. Gerade das aber imponiert dem Gefreiten Dieter Roszak (28), die Beobachtung nämlich, daß „sie sich untereinander ohne Scheu die Meinung sagen. Einer achtet auf den anderen." „Und dann", ergänzt Gefreiter Walter Aheimer (25), „scheint es mir in den Unterhaltungen so, als blickten sie etwas weiter: Ob die nächste Übung gut würde und was man dafür tun könne. Mich läßt das manchmal doch etwas kalt." Soldat Klaus Weise (20) nennt sie „prima Kerle", auf die man sich – nach Meinung des Soldaten Harald Bergstöcker (19) – „verlassen kann". Matrose Paul Gunsch (21) hat die Erfahrung gemacht, daß sie „immer vornweg sind und sich für alles engagieren, was uns weiterbringt. Wenn der Zug mal zu stoppen droht, machen sie anständig Dampf. Auch bei den Vorgesetzten!"

„Man merkt auf Schritt und Tritt, daß sie ihren Dienst hier in der NVA ernst nehmen", berichtet Soldat Jürgen Schmolz (23). „Halbheiten gibt es nicht bei ihnen, und Mittelmaß ist nicht die Elle, die sie anlegen. Weder bei sich selbst noch bei anderen. Im Gegenteil. Von sich selbst fordern sie am meisten. Und darauf kommt es meiner Meinung an, wenn man andere erziehen und ihnen Vorbild sein will." Ganz nach der Maxime, die Karl Marx einst so formulierte: „Wenn du Einfluß auf andere Menschen ausüben willst, mußt du ein wirklich anregend und fördernd auf andere Menschen wirkender Mensch sein." Wer bezweifelt nach den hier wiedergegebenen Aussagen, daß sie es sind, von denen in dieser Umfrage die Rede war?

K. H. Freitag

PS:
Übrigens, jenes 82 × 134 mm große Büchlein, das Horst, Ulli, Dieter, Lotar und all die im Plural Angesprochenen tragen, ist das Mitgliedsbuch der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Ihr anzugehören, ist eine große Ehre und erlegt hohe Verpflichtungen auf. In einem Ausschnitt wurde deutlich, wie die Parteimitglieder in der NVA nach diesem Motto handeln – vorwärtsschauend und vorwärtsdrängend, sich orientierend an den Anforderungen von morgen, eben als unbequeme, sich nicht mit dem einmal Erreichten zufriedengebende Zeitgenossen.

K. H. F.



Eines Morgens erreichte die Londoner Zentrale ein Funkspruch von unserem Mitarbeiter aus Lissabon. Darin wurde mitgeteilt, daß ein bekannter Führer der holländischen Widerstandsbewegung mit dem Decknamen Albert am späten Nachmittag auf einem bestimmten Flugplatz der R.A.F. im Süden von England lande. Da „Albert" erst vor sehr kurzer Zeit Holland verlassen hatte, waren seine Kenntnisse der örtlichen Bedingungen und Ereignisse noch sehr frisch, und es erschien zweckmäßig, daß er bei seiner Ankunft von einem Mitarbeiter empfangen wurde, der fließend holländisch sprach und bestimmte Fakten sofort nach London melden konnte. Der Auftrag landete bei mir. Ich frühstückte sehr zeitig, vom Stab erhielt ich einen Wagen mit einem Militärkraftfahrer, und nach einigen Stunden Fahrt hielten wir am Schlagbaum vor dem Eingang zum Flugplatzgelände.

Wir hatten noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Ankunft der Maschine aus Lissabon. Ich ging zum Stabsgebäude und bat einen Läufer, mich zum Flugplatzkommandanten zu führen. Dieser war von meiner Ankunft bereits telefonisch unterrichtet und begrüßte mich sehr herzlich. Von einem richtigen „Dolch-im-Gewande-Mann" – wie wir Angehörigen der Abwehr oft genannt wurden – besucht zu werden, und die Tatsache, daß ein wichtiger Flüchtling in Kürze gerade hier auf seinem Flugplatz ankommen sollte, das fiel irgendwie aus dem täglichen Rahmen. In meinem Beruf wird es zur Gewohnheit, jeden, der einem zum ersten Mal gegenübertritt, einzuschätzen bzw. einzuordnen. Das geschieht nahezu unbewußt, automatisch, und ich hatte denn auch kaum fünf Minuten mit dem Platzkommandanten geplaudert, da wußte ich schon, was für einen Typ ich vor mir hatte. Es war ein Mann über Vierzig; das Haar hatte sich bereits gelichtet, und um die Augen und Mundwinkel waren tiefe Falten eingegraben. Er trug das Pilotenabzeichen über seiner linken Brusttasche. Andere Auszeichnungen fehlten. Nach drei Jahren Krieg war es sehr selten, ja unwahrscheinlich, daß ein Pilot im aktiven Dienst den Rang eines Wing-Commanders** erreichte ohne nicht auch das Distinguished Flying Cross*** zu erhalten. Es war also anzunehmen, daß er als regulärer Luftwaffenoffizier bei Ausbruch des Krieges bereits zu alt war für den operativen Einsatz und infolgedessen in den Verwaltungsdienst versetzt worden war. Der Flugplatzkommandant war der disziplinare Vorgesetzte für alle Dienstgrade, d. h. sowohl für die Angehörigen des Bodenpersonals als auch für das fliegende Personal. Das war keine leichte Aufgabe; ihre Erfüllung setzte ein außergewöhnliches Takt- und Fingerspitzengefühl voraus: man hatte es hier bei den Piloten oft mit leicht erregbaren, schnell aufbrausenden jungen Männern zu tun, die den gleichen oder sogar einen höheren Dienstgrad trugen als er, und die wahrscheinlich auf ihn herabsahen und ihn insgeheim einen alten Pinguin nannten.

Geschwaderkommandeur Hawkins machte ganz den Eindruck, als ob diese Funktion seine Kräfte überstieg. Sein Verhalten war freundlich, aber er schien äußerst nervös zu sein. Aller Nasen lang sah er auf die Uhr, und zweimal rief er den Kontrollturm an und erkundigte sich nach irgendwelchen neuen Meldungen betreffs der Maschine. Seine Nervosität ging einem auf die Nerven, und ich fühlte mich richtig erlöst, als schließlich das Telefon klingelte und vom Kontrollturm die Meldung kam, daß die Wellington in etwa drei Minuten landen würde. Auf der Treppe vor dem Stabsgebäude erwarteten wir beide das Gefährt, das meinen Gast und einige andere Passagiere vom Flugzeug hierher bringen sollte. Schließlich kam der Kleinbus angerollt, hielt einige Meter von uns entfernt, und vier Personen stiegen aus. Der erste, der ausstieg, das sah man gleich, war ein Diplomat, erkennbar an dem schwarzen Homburger (Typ „Anthony Eden", fast eine Art Rangabzeichen der höheren Angestellten im Außenministerium). Höflich hielt er die Tür des Wagens offen, und heraus kam ein sehr hübsches Mädchen Anfang zwanzig mit langem blondem Haar. Ihr folgte ein älterer, sehr distinguiert wirkender Herr, der sich betont straff und gerade hielt und dann übertrieben gönnerhaft und schützend den Arm des Mädchens ergriff. Der letzte Passagier war ein Mann in mittleren Jahren, der etwas verwirrt dreinblickte und einen braunen Pappkarton an sich preßte. Das war Albert, daran bestand kein Zweifel.

Als ich die Treppe hinunterstieg, um ihn zu empfangen, konnte ich es mir nicht verkneifen, noch

---

*Very Important Person = sehr wichtige Persönlichkeit. Offizieller Status in England

**Oberstleutnant

***engl. Auszeichnung

einen Blick auf dieses seltsame Paar zu werfen: Das junge, sehr attraktive Mädchen und der alte Mann. In meiner Funktion muß man ein sehr gutes Personengedächtnis haben, und irgendwie bohrte in mir der Gedanke, diesen Mann schon irgendwo auf einem Zeitungsfoto, in natura oder sonst irgendwo gesehen zu haben. Er war offensichtlich eine Persönlichkeit von einiger Bedeutung, und sich dessen wohl bewußt, das sah man daran, wie hoch er seinen Kopf hielt und wie er mit einem Fingerschnipsen die höfliche Aufmerksamkeit des Standortkommandanten erwiderte. Ja, natürlich, ich hatte sein Foto in Friedenszeiten oft in den Zeitungen gesehen, im königlichen Schloß bei Hofempfängen. Er war ein Angehöriger des Hochadels. Mit Rücksicht auf seine Familie will ich ihn hier Seine Gnaden Herzog von – nun, sagen wir – Monmouth nennen.



Als ich auf Albert zuging, überlegte ich flüchtig, was wohl so ein ältlicher Adliger und so ein junges Mädchen zusammen ausgerechnet in Lissabon zu suchen hatten. Aber vielleicht war sie seine Nichte, und es kam jetzt im Krieg nicht selten vor, daß V.I.P.'s irgendwelche offiziellen Funktionen bekleideten und dabei jüngere Verwandte als Sekretär oder Begleiter mit auf die Reise nahmen. Aber irgendwie stieß es mir auf, daß er auf so intime Weise ihren Arm genommen hatte. Deshalb vermutete ich, daß ihre Beziehungen wohl doch mehr auf Wahl als auf Blutsverwandtschaft beruhten. Mir fielen die Geschichten ein, die in den aristokratischen Londoner Klubs kursierten und von seinen Liebesaffären berichteten. In seiner Jugend war er in mindestens zwei berüchtigten Skandalen der High Society verwickelt gewesen, und sein Ruf als Herzensbrecher hing ihm noch bis ins reife Alter hinein an. Aber das ging mich alles nichts an. Ich war hier in Sachen der Sicherheit im allgemeinen und in der Angelegenheit Albert im besonderen, nicht als Tugendwächter.

Ich begrüßte mit Handschlag den immer noch etwas unsicher dreinschauenden Albert. Wir gingen beide zur Offizierskantine, wo mir der Flugplatzkommandeur einen kleinen Vorraum zur Verfügung gestellt hatte. Routinemäßig überflog ich Alberts Beglaubigungsschreiben, dem ein Brief unserer Botschaft in Lissabon beigefügt war und stellte dann einige gezielte Fragen.

Albert konnte mit ein paar ganz interessanten Hintergrundinformationen aufwarten, doch wie ich bald feststellte, hatte er keine überraschenden Neuigkeiten auf Lager. Seine Angaben waren nützlich, da sie einige Fakten auf den neuesten Stand brachten und der Überprüfung und Präzisierung bestimmter Hypothesen dienen konnten, das war aber auch alles.

Als wir gerade an diesem Punkt angelangt waren, klopfte es, und herein trat ein Läufer. Der Flugplatzkommandant bitte mich ganz dringend zu sich, und ob ich nicht sofort kommen könnte. Ich war etwas unwillig über diese Zumutung, aber dann bat ich doch Albert, mich einen Moment zu beurlauben und ging mit dem Melder zum Büro des Flugplatzkommandanten. Ich hatte kaum die Schwelle überschritten, da sah ich, daß hier eine heftige Auseinandersetzung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Krebsrot im Gesicht vor Zorn stand der Herzog hoch aufgerichtet wie ein Turm neben dem Schreibtisch und schleuderte seine Wut herab auf den unglücklichen Oberstleutnant, der zusammengekrümmt in seinem Sessel hing und sich duckte, als wolle er den wütenden herzoglichen Verbalangriffen entgehen. Die hübsche blonde junge Dame stand am Fenster und verfolgte aufmerksam das Geschehen. Als der Herzog sah, daß sich nun die Zuhörerschaft vergrößert hatte, ging er noch einmal in die Offensive. „Das ist ein ausgemachter Skandal!" brüllte er und donnerte mit der Faust auf den Tisch. „Wagen Sie es, an meinen Worten zu zweifeln, Herr?! Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Fräulein Dykstra ist eine langjährige persönliche Bekannte von mir. Ich" – und dabei schlug er sich emphatisch an die Brust – „verbürge mich für ihre Lauterkeit. Sie kennen mich, mein Herr? Nun wohl, wenn Sie uns jetzt nicht augenblicklich gehen lassen, dann werden Sie von mir hören, verlassen Sie sich darauf!"



„Was ist denn los?" fragte ich.
Der Oberstleutnant murmelte eine Entschuldigung in Richtung des kochenden Edelmannes, ergriff meinen Arm und zog mich schnell hinaus auf den Korridor. Als die Tür hinter uns ins Schloß gefallen war, lehnte er sich erschöpft an die Wand und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. „Lieber Gott", stöhnte er, „da bin ich ja wirklich in eine verteufelte Klemme geraten. Es geht um dieses Exemplar aus Holland, das er da bei sich hat. Er schwört, es sei eine enge Freundin der Familie, aber ich möchte wetten, daß er sie in Lissabon aufgelesen hat. Sehen Sie, sie hat keine ordentlichen Ausweispapiere, keinen Paß, nichts. Was zum Teufel soll ich tun? Wenn ich sie gehen lasse, und sie entpuppt sich als feindliche Ausländerin oder gar als eine Spionin, dann lande ich unweigerlich vor dem Kriegsgericht; wenn ich sie aber noch länger hier behalte und es stellt sich heraus, daß alles mit ihr in Ordnung ist, dann wird dieser alte Drachen nicht eher Ruhe geben, bis man ihm meinen Kopf auf einem Tablett zum Gabelfrühstück serviert."
„Haben Sie überhaupt mit ihr gesprochen?" fragte ich.
„Selbstverständlich, aber sie spricht nur holländisch und ich nicht. Dieser Fall ist wahrlich im Handbuch für Flieger nicht vorgesehen!"

Ich begann mit dem unglücklichen Oberstleutnant Mitleid zu fühlen. Und da die Sache mit Albert eigentlich so gut wie zu Ende war, beschloß ich, ihm zu helfen.
„Wenn Sie wollen, übernehme ich die Sache", schlug ich ihm vor, „immerhin spreche ich holländisch, und es gehört zu meiner Arbeit, Ausländer, die in unser Land kommen, auf Herz und Nieren zu prüfen."
„Ich wäre Ihnen äußerst dankbar, wenn Sie hier aushelfen könnten. Aber, um Gotteswillen, machen Sie es kurz, ja? Der alte Knopf hat schon damit gedroht, seinen Freund Winston* anzurufen."
Wir gingen wieder in den Raum zurück, ich stellte mich Seiner Gnaden vor, zeigte ihm meinen Dienstausweis und erklärte, wer ich war. Jetzt richtete sich die Wut des Herzogs auf ein neues Opfer. Mit blähenden Nüstern wie ein gereizter Elefantenbulle stürzte er sich auf mich. Was ich mir einbilde, wer zum Teufel ich sei. Er schätze, irgendein subalterner kleiner Bürokrat, der sich wichtig tue und sich einen Namen machen wolle. Er habe sein Wort für Fräulein Dykstra verpfändet. Wenn mir das nicht genüge, dann sollte ich mal sehen, was mir blühe. Und so weiter und so fort. Ich verzog keine Miene, während die Flut dieser Beschimpfungen über mich hinwegrauschte. Nach einer Weile hatte er sich etwas beruhigt, und ich kam zu Wort. Ich wiederholte, daß wir uns hier im Zuständigkeitsbereich des Kriegsministeriums befänden, und daß ich ein Armeeoffizier sei, der nur seinen Dienstpflichten nachkomme. Wenn er betreffs meiner Person eine offizielle Beschwerde einreichen wolle, so würde ich ihm gern mit meinem Namen, meinem Dienstgrad und meiner Erkennungsnummer dienen, aber ich würde nicht eher gehen und niemanden gehen lassen bevor ich nicht mit seiner Begleiterin gesprochen habe.
Als ich das gesagt hatte, glaubte ich nicht anders, als daß er einen Schlaganfall kriegen würde. Sein Gesicht färbte sich purpurn, und ihm traten die Adern auf der Stirn hervor. Wieder brach er in die heftigsten Beschimpfungen aus, diesmal meine zweifelhafte Herkunft und meine noch zweifelhaftere Zukunft betreffend. Aber schließlich war er erschöpft. Er hörte plötzlich auf und erklärte, er wolle mir fünf Minuten Zeit lassen. Auf einen Wink von mir führte der Flugplatzkommandant den Herzog in die Offizierskantine, wo ein großer Brandy hoffentlich seinen verletzten Stolz etwas besänftigen würde. Ich ging zurück zu dem Zimmer, wo Albert saß und auf mich wartete, erklärte ihm in kurzen Worten, daß eine dringende Angelegenheit meine Teilnahme erfordere und bat ihn, noch ein Weilchen Geduld zu haben. Ein Läufer sollte Albert ein Kännchen Tee und einen Imbiß bringen. Dann verfaßte ich eine kurze Nachricht über mein Zusammentreffen mit Albert und daß

*Winston Churchill, damals Premierminister

nichts außergewöhnlich Dringendes zu berichten war. Diese Meldung übergab ich dem Diensthabenden in der Telefonzentrale, der den Text sofort über den Codierungsautomaten nach London durchgab.
Jetzt hatte ich Zeit, mich diesem mysteriösen Fräulein Dykstra zu widmen. Ich eilte zurück in das Büro des Oberstleutnants, entließ den Posten – einen R.A.F.-Feldwebel, der das junge Mädchen mit den Augen verschlang – und bat sie, neben dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Ich selbst ließ mich im Schreibtischstuhl des Kommandanten nieder. Sie war wirklich ein hübsches Mädchen. Oft genug findet man bei den blonden nordischen Frauentypen eine kalte Schönheit der Gesichtszüge, aber dieses Antlitz hier strahlte eine spontane angenehme Lebhaftigkeit aus, sogar wenn es keine Bewegung zeigte.
Nichtsdestoweniger war ich auf der Hut. Fräulein Dykstra sah mir etwas zu gepflegt und zart aus, um der geflüchtete Resistance-Kurier zu sein, für den sie sich ausgab. Ich wußte, es würde nicht lange dauern und Seine Gnaden begab sich erneut auf den Kriegspfad, und so hielt ich mich nicht lange bei der Vorrede auf, sondern bat sie, mir ihre Geschichte zu erzählen. Diese war einfach und ohne Unklarheiten. Sie war in Amsterdam die Sekretärin eines Export- und Importkaufmannes gewesen. Die Deutschen setzten diesem Geschäft 1940 mit Gewalt ein Ende. Teils aus Patriotismus, teils aus Rache gegen jenes Volk, daß sein Geschäft ruiniert hatte, schloß er sich aktiv der Widerstandsbewegung an. Sie war damals 19 Jahre und gab offen zu, daß ihre Abneigung gegen die Deutschen damals nicht allzu groß gewesen sei. Aber sie hing an ihrem Chef, und die Arbeit in der Widerstandsbewegung erschien ihr so aufregend romantisch, daß auch sie in untergeordneten Rollen tätig wurde. Sie wurde die Kontaktperson zwischen zwei getrennt voneinander operierenden Zellen; eine davon leitete ihr früherer Chef. Es war alles so schrecklich aufregend, ganz so wie es die einschlägigen Spionageschmöker beschrieben. Achtzehn Monate lang war alles gut gegangen. Dann kam die Gestapo allmählich dahinter, ohne daß ihr Chef und seine Genossen etwas merkten. Eines Morgens, Fräulein Dykstra wollte gerade zur Arbeit gehen, klopfte es eilig an ihre Wohnungstür. Sie öffnete, und draußen stand ein Mann, keuchend und aufgeregt. Sie kannte ihn flüchtig unter dem Decknamen Anton; er war eng mit ihrem Chef befreundet und ein aktives Mitglied der Gruppe. Er teilte ihr mit, daß der Chef und alle anderen Mitglieder der Gruppe soeben verhaftet worden seien. Er selbst habe diese Nacht zufälligerweise woanders genächtigt, sonst wäre er unweigerlich auch gefaßt worden. Und früher oder später würde dieser oder jener unter den Foltern der Gestapo auch sie verraten. Sie müsse deshalb jetzt alles stehen und liegen lassen und mit ihm gehen. Es sei keine Zeit zu verlieren. Für einen solchen Fall sei schon früher vorgesorgt worden, und er habe Verbindung zu jemandem, der einen Fluchtweg kenne. Sie müßten gleich losgehen und sich an die Adresse wenden, die der Chef für solche Fälle genannt habe. Fräulein Dykstra griff nach ihrer Handtasche und folgte Anton; ein letzter Blick galt ihrer traulichen Wohnung und all den Kleinigkeiten, die ihrer Besitzerin lieb und teuer waren. Die angegebene Adresse stellte sich als ein geschlossener Laden heraus; dort wartete bereits ein anderer Mann, den Anton unter dem Namen Billy vorstellte. Er gehörte der anderen Gruppe an, die in Kontakt mit ihrer Zelle gestanden hatte. Für den Fall, daß eine Gruppe aufflog, war vorgesehen, daß sich die andere sofort auflöste, die Mitglieder sich zerstreuten und einige Wochen untertauchten. Aber Billy hatte andere Anweisungen erhalten. Er sollte, wenn möglich, Holland verlassen und versuchen, nach England zu kommen. Er hatte nichts dagegen, daß die beiden sich ihm anschlossen. Vielleicht war man zu dritt sogar sicherer.
In dieser Nacht – so erzählte mir Fräulein Dykstra – machten sie sich zusammen auf den Weg. Sie wurden jeweils von einem „Lotsen" an den anderen weitergegeben und kamen so über Brüssel nach Paris. Von Paris fuhren sie mit dem Zug nach Lyon, wo sie sich einige Tage aufhielten. Dann gelangten sie mit dem Bus weiter südwärts und kamen schließlich zu Fuß an die Pyrenäen. Dort bekamen sie Kontakt zu einem baskischen Schmuggler, der all die verschlungenen und abwegigen Pfade über die Berge wußte. Mit seiner Hilfe und unter seiner Führung kämpften sie sich über die Bergketten, wobei sie sehr unter der Kälte zu leiden hatten, denn zu dieser frühen Jahreszeit waren die Pässe noch verschneit.
Bis hierher war ihre Geschichte völlig glaubhaft. Ich wußte aus anderen Quellen, daß die von ihrem Chef geleitete Zelle in Amsterdam von der Gestapo entdeckt worden war, und mir war sogar bekannt, daß Anton und Billy über einen festgelegten Fluchtweg aus Holland entkommen konnten. Ihr Weg konnte bis Lyon verfolgt werden, aber von da ab fehlte jede Spur. Jedoch keine unserer geheimen Quellen hatte als Beteiligte ein Mädchen erwähnt. Das war nicht unbedingt ein Beweis dafür, daß Fräulein Dykstra die Unwahrheit gesagt hatte. Verschlüsselte Funkmeldungen, die hastig abgesendet werden müssen, enthalten selten alle Details einer Sache, und da Fräulein Dykstra die unbedeutendste Figur in diesem Trio war, konnte es durchaus sein, daß man darauf verzichtet hatte, ihren Namen extra zu erwähnen.
Ich befragte sie nach genauen Einzelheiten betreffs ihres Fluchtweges und ließ sie jene Männer beschreiben, die abwechselnd als Lotsen die Gruppe übernommen hatten. Sie antwortete ohne Zögern und überzeugend. Aber ganz allmählich, als sich das Bild abzurunden begann, kam mir ein seltsamer

Gedanke. Jede dieser Routen und alle Agenten, die damit zu tun hatten, waren kürzlich von den Deutschen aufgespürt worden, die Lyoner Gruppe z. B. tatsächlich gerade an dem Tag oder einen Tag nachdem Fräulein Dykstra und ihre zwei Kameraden durchgeschleust worden waren. Bevor ich ihr eine weitere Frage stellen konnte, wurde ich durch ein zweimaliges Klopfen an der Tür aufgestört. Der Oberstleutnant steckte seinen Kopf herein, murmelte eine Entschuldigung und fragte, ob ich nicht für einen Moment nach draußen kommen könne. Ich unterdrückte eine scharfe Erwiderung, seufzte und erhob mich. Draußen auf dem Korridor beschwor mich Hawkins, mit Fräulein Dykstra endlich zum Schluß zu kommen. Seine Herzogliche Gnaden hatten sich wieder in Rage gesteigert und eigenhändig ein Telefongespräch zum Chef des Luftwaffenstabes angemeldet. Es schien, daß er alle jene beim Namen kannte, die irgendwie in den leitenden Positionen der Kriegsmaschinerie saßen, und er hatte geschworen, daß er jeden einzeln anrufen und in den härtesten Ausdrücken Klage erheben wolle über die beleidigende Behandlung, die er und seine Begleitung hier über sich ergehen lassen müßten. Der Oberstleutnant flehte mich an: „Um Gotteswillen, beeilen Sie sich. Sie dienen vielleicht nur Ihre Zeit ab, aber bei mir handelt es sich hier um eine Lebensstellung. Ich muß an meine Frau und an meine zwei Kinder denken!"

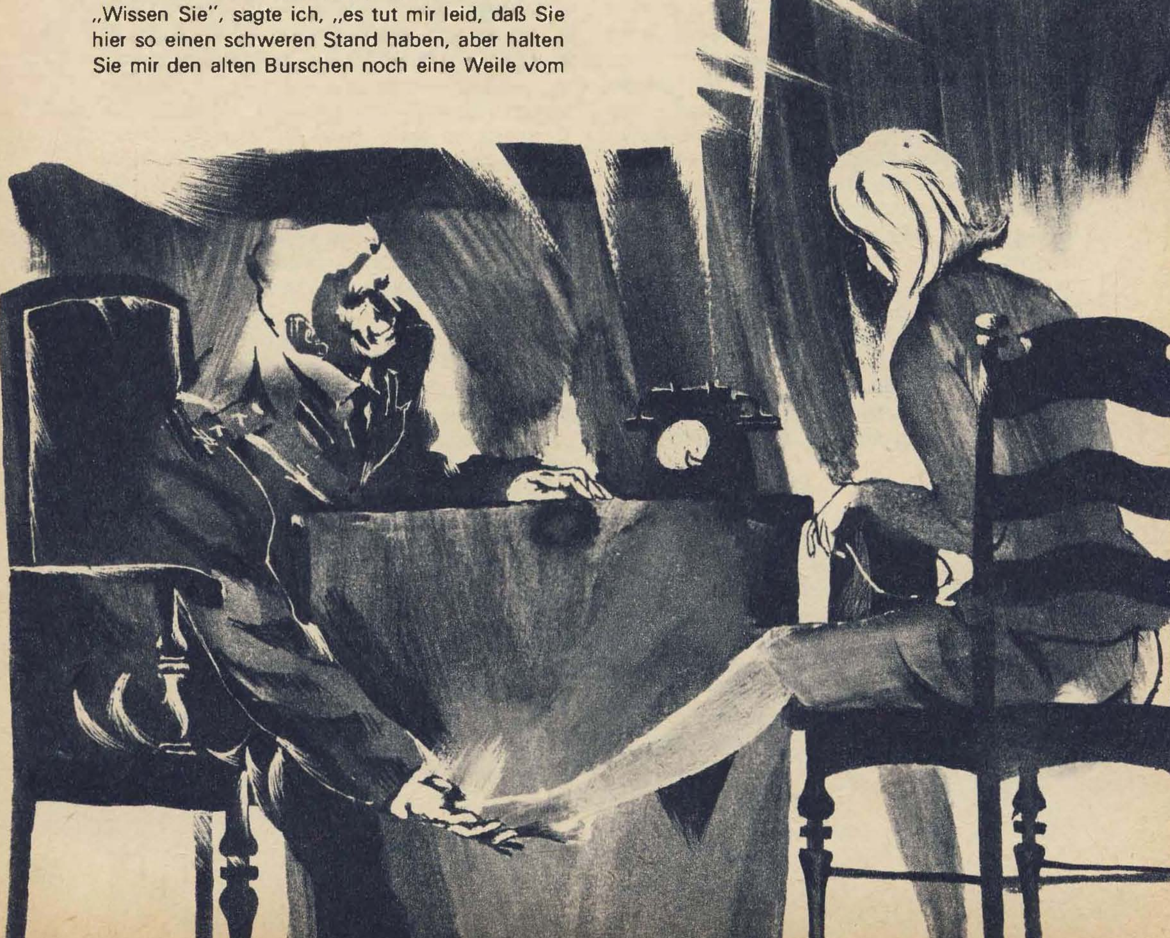
„Wissen Sie", sagte ich, „es tut mir leid, daß Sie hier so einen schweren Stand haben, aber halten Sie mir den alten Burschen noch eine Weile vom Leibe. Ich werde sehen, daß ich die Sache bald zu Ende bringen kann, aber eine solche Befragung ist nicht mit zwei oder drei Routinefragen abgetan. Ich kann jetzt nicht einfach abbrechen."

„Was glauben Sie denn, wieviel Zeit Sie noch benötigen werden?"

Ich zuckte die Achseln. „Schwer zu sagen. Die längste Befragung, die ich kenne, dauerte dreieinhalb Wochen."

„Jesus Maria!" Das war alles, was er herausbringen konnte.

Ich trat wieder ins Büro, entschuldigte mich bei Fräulein Dykstra für die Unterbrechung, und dann forderte ich sie auf, mit ihrer Geschichte an dem Punkte fortzufahren, wo sie und ihre Begleiter in Spanien eingetroffen waren. Darüber war nicht mehr viel zu berichten. Alle drei hatten sich südwestwärts nach Portugal, d. h. in Richtung Freiheit gewandt. Obgleich Spanien offiziell neutral war, mußten sie auf der Hut sein. Sie wußten auch, daß die Sympathien der Regierung dem Hitlerregime galten und überall im Lande deutsche Agenten herumschnüffelten. Sie hatten auch Kenntnis von dem berüchtigten Konzentrationslager Miranda del Ebro, wo politische und andere Häftlinge ver-



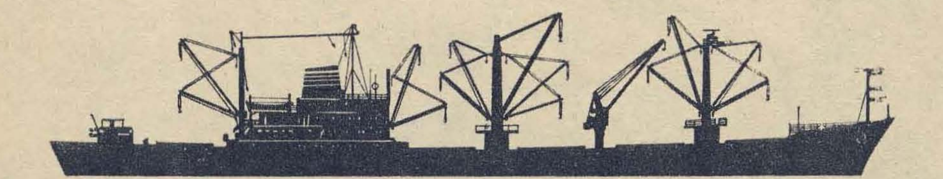
schwunden waren ohne je wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben. So hatten sie sich tagsüber verborgen und waren nachts gewandert, zu Fuß, außer dem einen Mal, als sie zwei Fahrräder stehlen konnten, auf denen sie abwechselnd dreißig oder vierzig Kilometer fuhren, bis die Räder kurz hintereinander zusammenbrachen.
„Was passierte mit Ihren Begleitern?" fragte ich. „Anton und Billy, sind sie noch in Lissabon?" – „Nein", antwortete sie, „die armen Kerle sind nie bis dahin gekommen."
„Was?" rief ich aus.
„Ja, leider. Es war ein schreckliches Unglück. Noch zwei oder drei Tage, und wir wären in Sicherheit gewesen – jenseits der portugiesischen Grenze. Wir wanderten bei Nacht, wie ich bereits sagte, und verirrten uns in der Dunkelheit. Da beschloß Anton an einem Haus zu klopfen und sich nach dem Weg zu erkundigen. Billy war erst dagegen, aber dann redete Anton ihm ein, daß damit kein Risiko verbunden sei. Sie ließen mich hinter einer Hecke warten, weil ich kein einziges Wort Spanisch konnte. Und nun entpuppte sich dieses Haus als das einzigste im ganzen Bezirk, wo die Miliz stationiert war. Als Anton fragte, wie man von hier am schnellsten zur Grenze kommt, schöpfte der Mann, der die Tür öffnete, sofort Verdacht, rief nach seinen Gefährten, und sie setzten meine beiden Kameraden fest. Ich hörte das Geschrei und das Handgemenge, aber was konnte ich tun? So verbarg ich mich noch über eine Stunde hinter der Hecke, und dann ging ich allein los. Arme Kerle! Auf diese Art und kurz vor der Rettung geschnappt zu werden. Ich könnte mich heute noch dafür ohrfeigen, daß ich nicht energisch genug Einspruch erhoben habe, als Anton den Vorschlag machte, an jenes Haus zu klopfen."
Einige unvergossene Tränen standen in ihren schönen Augen, als sie mich anblickte.
Ich war erstaunt. Übermüdete Menschen tun manchmal die dümmsten Dinge, und die Gewißheit, bald am Ziel zu sein, kann ein Übermaß an Zuversicht hervorbringen. Aber ich konnte es einfach nicht fassen, wie erfahrene und findige Resistance-Leute, die bereits tausend Meilen überwunden hatten, fast am Ende ihrer Reise den Weg verfehlen und an eine fremde Tür klopfen konnten.
„Wann ist das passiert?" erkundigte ich mich. Sie dachte einen Moment nach.
„Es tut mir leid", sagte sie dann, „aber in den vergangenen Wochen ist so viel Neues auf mich eingestürmt, daß ich das Geschehen der einzelnen Tage gar nicht mehr auseinander halten kann. Warten Sie mal, heute ist der Vierzehnte, nicht wahr? Das kann vor neun, nein. vor zehn Tagen geschehen sein. Am Vierten."
„Und wann kamen Sie in Lissabon an?"
„Drei Tage später. Ja, richtig, genau heute vor einer Woche."
„Ach, bitte, sagen Sie mir doch noch, wo haben Sie das alles her?" Ich zeigte auf ihr elegantes Kostüm und ihren schicken Hut. „Haben Sie diese Sachen von zu Hause mitgenommen?"
„Natürlich nicht", sagte sie pikiert. Und dann errötete sie niedlich. „Meine Sachen hingen in Fetzen, als ich dort ankam. Ich meldete mich sofort bei den zuständigen Freien Holländischen Behörden. Am nächsten Tag stieß ich zufällig auf Seine Herzogliche Gnaden, der ein alter Freund unserer Familie ist. Er sah meinen miserablen Aufzug. Meine Schuhe, zum Beispiel, waren völlig durchgelaufen, die Sohlen hatten nur noch Papierstärke. Er war so großzügig und ließ mich völlig neu ausstaffieren."
„Wirklich sehr großzügig", murmelte ich. „Und wo sind Sie auf ihn – äh – gestoßen?"
„Im Foyer des Hotel Aviz."
So, so, im „Aviz". Ich kannte es. Das luxuriöseste Hotel in ganz Lissabon, und so recht das passende Quartier für einen reichen Peer. Aber beileibe nicht der Ort, wo man einer Vogelscheuche von Flüchtling den Aufenthalt erlaubt hätte.
Wenn schon die faschistischen Bombardements auf London und ihr nivellierender Einfluß es nicht vermocht hatten, daß „Claridge" oder „Ritz" ihre Pforten weit für Hinz und Kunz öffneten, wie dann in Lissabon, das weitab vom Krieg lag? Dort wurden die Standesunterschiede genau so peinlich eingehalten wie im London der Friedenszeit. Das konnte mir keiner weismachen, daß ein einzelnes Mädchen in den schäbigen Kleidern, die sie über tausend Meilen, Tag und Nacht, auf dem Leibe getragen hatte, Gnade vor dem Adlerauge des Türstehers im ersten Haus am Platze gefunden haben sollte. Und, so fragte ich mich, was hatte ein Flüchtling, ohne einen Pfennig in der Tasche, im Foyer eines Luxushotels verloren?
Ich wollte gerade eine diesbezügliche Frage stellen, als es erneut klopfte. Diesmal hatte der Oberstleutnant einen Läufer vorgeschickt, um mich nach draußen zu bitten. Da fehlten einem die Worte! Ich stürzte hinaus, aber die scharfe Zurechtweisung, die ich auf der Zunge trug, vergaß ich ganz, als ich den Oberstleutnant erblickte. Er war völlig aufgelöst und stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Er berichtete mir, daß der Herzog vor Wut außer sich sei, ein zweites Mal Whitehall* angerufen und in schärfster Form dagegen protestiert habe, daß er hier gegen seinen Willen aufgehalten werde. Er habe so laut geschrien, daß der Oberstleutnant im Nebenzimmer jedes Wort verstehen konnte: Kanzleifatzken, uniformierte Strolche, die sich erdreisten, einen V.I.P. von wichtigen Amtsverpflichtungen abzuhalten – das waren noch die harmlosesten Ausdrücke gewesen.

Fortsetzung auf Seite 88

---

*Regierungsstraße in London

Nach dem Ehrendienst zur Deutschen Seereederei !



Genossen, die 1971 ihren aktiven Wehrdienst beenden und zur See fahren wollen, sollten sich kurzfristig bei der Deutschen Seereederei bewerben.
Der Einsatz erfolgt entsprechend der bisherigen Entwicklung des Bewerbers als

Decksmann (Matrose)
Motoren-Helfer (Wärter)
Elektriker
Steward
Koch, Küchenhelfer
Bäcker

Wir bieten:

- **vielseitige Qualifizierungsmöglichkeiten und**
- **besondere materielle Vergünstigungen.**

Die Dienstzeit bei der NVA wird bei uns als Betriebszugehörigkeit gezählt.
In der Bewerbung sind anzugeben:

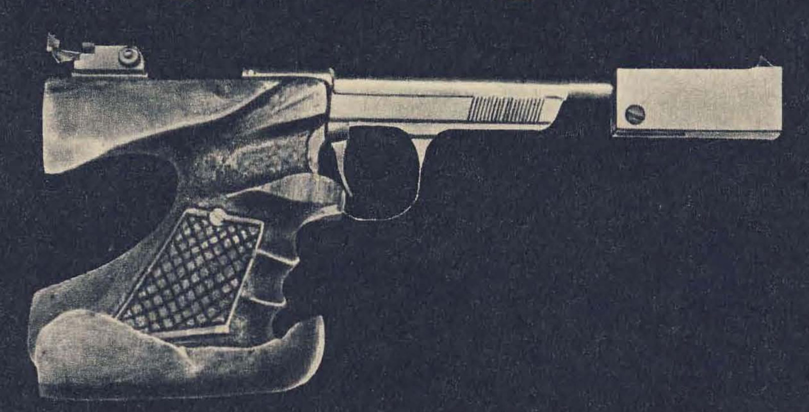
Beginn und Ende des Wehrdienstes, der vorherige Betrieb, der erlernte Beruf und die bis zur Einberufung ausgeübte Tätigkeit.
Außerdem ist unbedingt ein ausführlicher Lebenslauf, der auch die schulische, berufliche und gesellschaftliche Entwicklung enthalten soll, beizufügen.



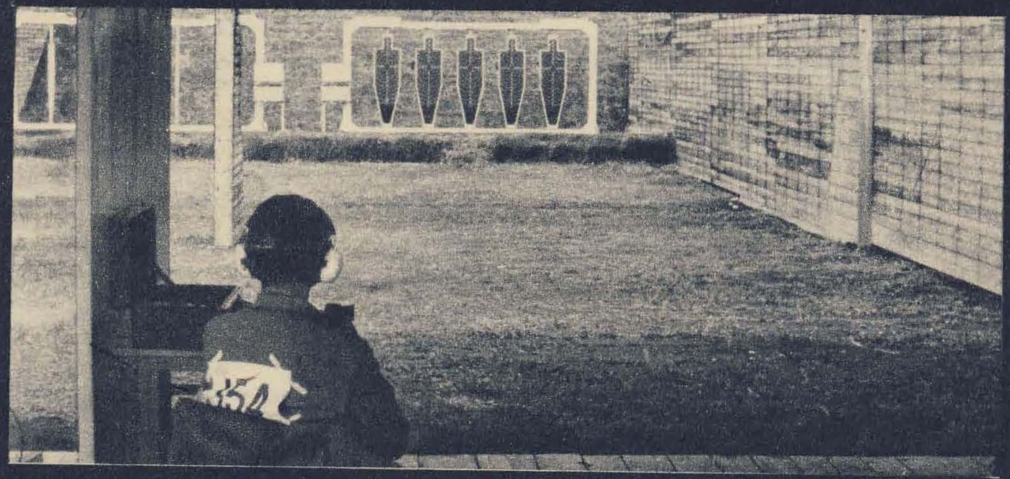
VEB DEUTSCHE SEEREEDEREI

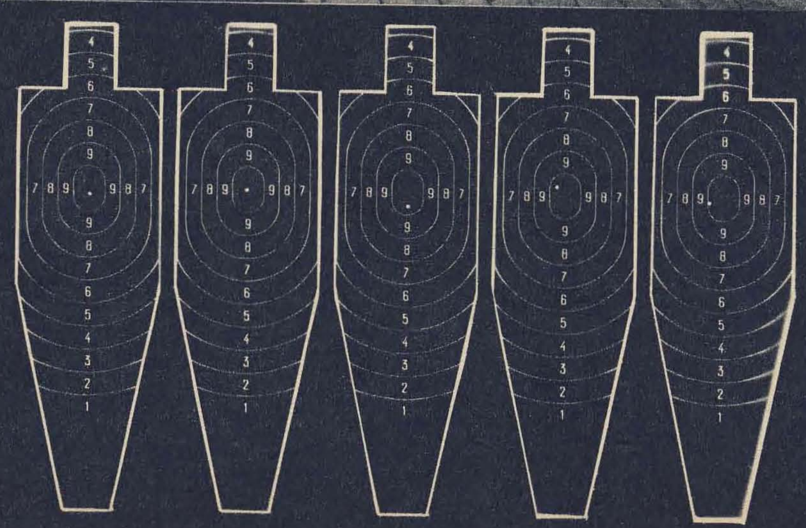
Einstellungsbüro · 25 Rostock · Postfach 188

Schnell

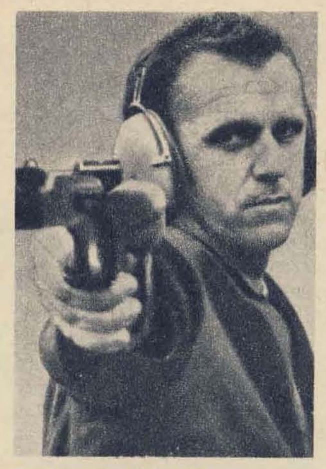


UND SICHER



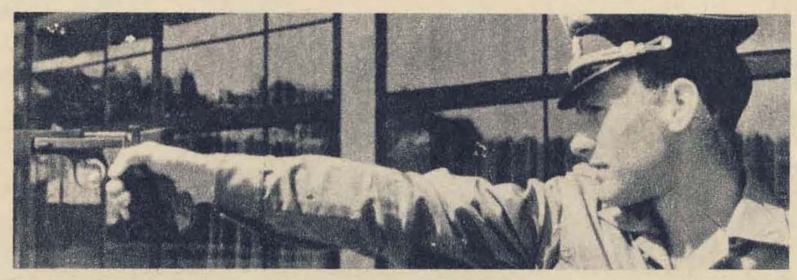


Anfang Mai Anno 1900 trafen sich in Leipzig einige Dutzend kaiserliche Offiziere, um einen Pistolenschützenwettbewerb auszutragen. Er war der dritte seiner Art in deutschen Landen überhaupt und fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Das Programm sah unter anderem vor, drei Minuten lang auf die Pappfigur eines Wilderers zu feuern...
Fast auf den Tag vierundsechzig Jahre später feierte ein Pistolenwettkampf seine Premiere, der bald aus dem Leipziger Sportprogramm nicht mehr wegzudenken war. Die ASK-Schützen hoben ihn aus der Taufe und nannten ihn „Internationaler Schnellfeuertag". Die Öffentlichkeit war herzlich eingeladen und nahm auch von der Veranstaltung rege Notiz.
Alljährlich stellen sich seither



Drei der profiliertesten Pistolenschützen der Welt, die beim alljährlichen Internationalen Schnellfeuertag des ASK Vorwärts Leipzig gute Freunde geworden sind: Major Jozef Zapedzki (VR Polen), Oberleutnant Christian Dühring und Major Lothar Pinnig (von oben nach unten).

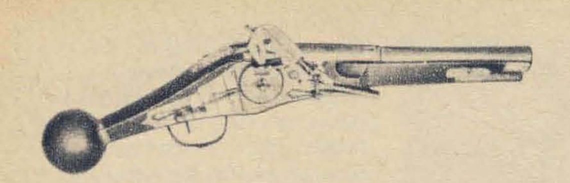
Warum etwas ähnliches nicht auch für die Schnellfeuerschützen? sagten wir uns. Wenn man sich mit den Weltbesten mißt, kann man viel hinzulernen. Von der Idee zur Tat war es nicht weit. Wir luden unsere Genossen der befreundeten Armeesportklubs ein, und die sagten auch sofort zu."
Da kamen sie dann angereist in den Schützenhof von Leipzig:
Jozef Zapedski aus Volkspolen, der spätere Olympiasieger von Mexiko, Virgil Atanasiu aus Rumänien, der Weltmeister, Dr. Renart Suleimanow aus der UdSSR, der in Mexiko Olympiadritter wurde, Ladislav Falta (ČSSR), Igor Bakalow (UdSSR), Kim Chun Du (KVDR).
Lothar Pinnig, heute Trainer beim ASK Leipzig, bilanziert

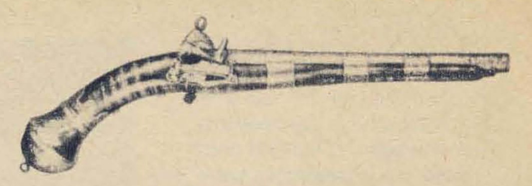


die besten Schnellfeuerschützen der sozialistischen Armeen in diesem attraktiven olympischen Schießwettbewerb dem Leipziger Publikum vor – Olympiasieger, Weltmeister, Europameister, Weltrekordhalter.
Fragt man heute die Armee-Schützen aus Markkleeberg, wie sie auf jene glänzende Idee gekommen seien, haben sie nicht sofort eine Antwort parat. Das war nicht der Einfall eines einzelnen...
Major Lothar Pinnig, dem es als einzigem DDR-Pistolenschützen gelang, einmal den „Schnellfeuertag" zu gewinnen, überlegt lange: „Für die Wurftaubenschützen wurde der ‚Grand Prix' erfunden.

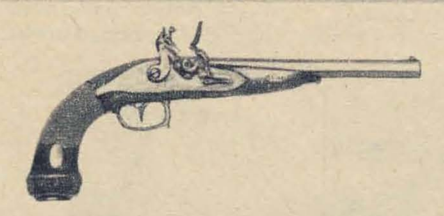


die Schnellfeuertage, inzwischen sieben an der Zahl, so: „Die meisten Aktiven kannten sich zwar schon vorher, von verschiedenen Wettkämpfen, aber doch mehr flüchtig. Hier in Leipzig ist die Atmosphäre aber immer ganz besonders freundschaftlich. Da kommen wir uns auch persönlich näher, lernen uns besser kennen und verstehen. Na, und leistungsmäßig hat bestimmt jeder bei dieser guten Zusammenarbeit profitiert."
Um seine Worte mit Fakten zu untermauern: Bei der Premiere 1964 schossen nur zwei Aktive mehr als 590 Ringe (600 sind erreichbar, doch in der Welt noch nie erzielt worden). 1969 trug man be-



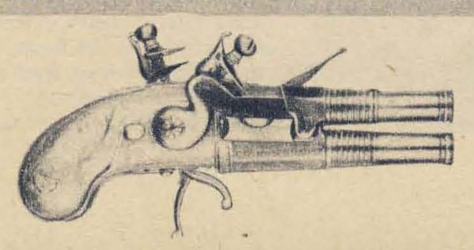


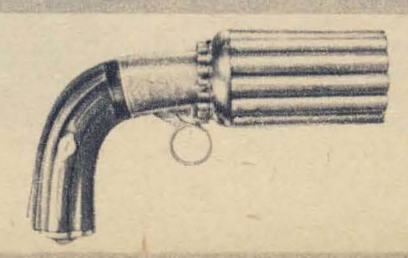
reits neun Namen mit 590 und mehr Ringen in die Protokolle ein.
Spätestens an dieser Stelle bin ich all denen eine Erklärung schuldig, die sich unter dem Schnellfeuerschießen nicht allzuviel vorstellen können. Drum in wenigen Worten das, was man über die Disziplin „Olympisches Schnellfeuer", wie sie offiziell benannt wird, wissen sollte: Der Wettbewerb findet in zwei Durchgängen (an einem Tag oder an zwei aufeinanderfol-





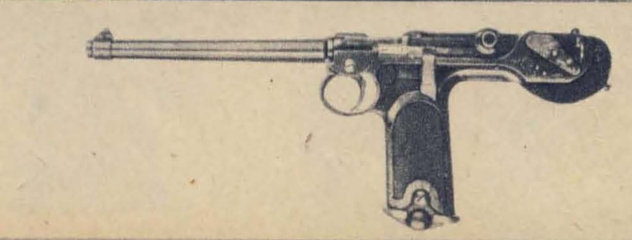
genden Tagen) statt. Die 30 Wertungsschüsse jedes Durchgangs gliedern sich in sechs Serien zu je fünf Schuß. Fünf mannshohe, 25 Meter entfernte Silhouettenscheiben mit Zehnerringeinteilung erscheinen je zweimal für acht, sechs und vier Sekunden. Auf jede wird ein Schuß abgegeben. Nach jeder Serie zeigen die Kampfrichter die Wertung an, so daß die Schützen und auch die Zuschauer sofort einen Überblick erhalten. Eine Schießsport-Konkurrenz, die ein hohes Maß an Schnelligkeit, Konzentrationsfähigkeit und Selbstbeherrschung erfordert . . . Blicken wir auf die Chronik der Sieger dieser traditionellen Veranstaltung, entdecken wir einen Namen gleich dreimal: Jozef Zapedski. Wenn es dem polnischen Major aus Wrocław noch einmal gelingen sollte, in Leipzig das höchste Ringeresultat zu erzielen, kann er den Pokal des Vorsitzenden der ASV Vorwärts endgültig mit in seine Heimatstadt nehmen. Seine Schießsport-Laufbahn ist beachtlich. 1955 begann er mit dem Training, und ein Jahr später wurde er – Europameister! Die 64er „Schnellfeuertagtaufe" verließ er als Sieger. Vier Jahre später errang er die olympische Goldmedaille, über die er sagt, daß er sie zu einem Teil auch den vielen Begegnunger mit den befreundeten Armee-Sportlern verdankt. Immer noch zählt der nun schon Zweiundvierzigjährige bei jedem internationalen Schnellfeuer-Wettbewerb zu den Favoriten. Jozefs Nervenstärke ist auch für einen Schützen ungewöhnlich. Zwischen den beiden Durchgängen eines Wettkampfes kann man ihn sicher bei einer von drei nervenberuhigenden Tätigkeiten beobachten: beim Lesen, Schlafen oder – Angeln. Als Zapedski 1967 zum zweiten Mal den Leipziger Pokal eroberte, sagte er allen: „Eigentlich hat ja Genosse Erich Kehl gewonnen." Genosse Erich Kehl – das ist ein Erfurter Waffenmeister, der bei den ASK-Sportschützen wie zu Hause ist. Er nämlich baute Jozefs Waffe zurecht, nach den neuesten Erkenntnissen. Das war so: 1966 kamen zwei polnische Waffenmeister zum ASK, um Erfahrungen zu sammeln. Gemeinsam mit Erich Kehl veränderten sie eine Schnellfeuerpistole – als Muster sozusagen. Und dieses Muster wurde Zapedskis Waffe. – Waffenbrüderschaft! Im echtesten Sinne des Wortes. Mit sowjetischer Hilfe drangen unsere Schützen zur Weltspitze vor. Lothar Pinnig und Werner Ullrich erinnern sich gern jenes Tages, an dem sie von den sowjetischen Genossen aus Wünsdorf die Konstruktionszeichnungen einer modernen Pistole erhielten. Sie bauten diese, entwickelten sie zusammen mit ihrem Waffenmeister Kehl weiter und gaben ihre Erkenntnisse den sowjetischen Freunden zurück. So entstand in jahrelanger gemeinsamer Entwicklungsarbeit, in einer Koopera-





tion „Schnellfeuer" gewissermaßen, eine vielbeachtete Sportpistole.
Und diese Konstruktion verhalf auch den Schützen der ČSSR, Bulgariens und der KVDR beispielsweise zu höherer Trefferausbeute.
Schon seit einigen Jahren fühlen sich die koreanischen Armeeschützen in Markkleeberg bei Leipzig heimisch. Meist sind sie bereits einige Wochen vor Beginn der Wettkämpfe gern gesehene Gäste beim ASK und trainieren mit den Leipziger Aktiven. Alle verbindet heute eine herzliche Freundschaft . . .
Der Leipziger Schnellfeuertag hat nun schon eine gute Tradition. Wäre noch zu beantworten, wie eigentlich die ASK-Schützen als Gastgeber auf „ihrer" Veranstaltung im Wettkampf mit den Weltbesten bestanden. 1965 siegte Lothar Pinnig – der einzige ASK-Einzelsieg bisher. Erstaunlicherweise, fragt man ihn nach seinem denkwürdigsten Wettkampf, nennt er nicht diesen, sondern den 69er Vergleich. Aus besonderem Grund: Zwar belegte Lothar „nur" den dritten Platz, der Rumäne Atanasiu bezwang alle Konkurrenten, doch in der Länderwertung, die zusätzlich seit 1968 geführt wird, beherrschte die ASK-Mannschaft in einmaliger Manier das gesamte Schützenfeld. 2363 Ringe schossen Lothar Pinnig, Gerhard Feller, Christian Dühring und Hilmar Marchand – das bedeutete neuen DDR-Rekord. Ein Rekord, der heute noch besteht und wohl nicht so schnell überboten werden wird. Ansonsten, blättert man in den Annalen, zeigte sich der ASK recht wetterwendisch. War man nach einem Wettbewerb schon versucht, vom Anschluß an das Weltniveau zu sprechen, registrierte man im nächsten Jahr die Leipziger Schnellfeuergarde prompt wieder auf mittleren Plätzen.





Zu echter Weltspitze gehört eben auch die Beständigkeit. Und daran fehlt es den Leipzigern noch.
Den bedeutendsten internationalen Erfolg verbuchte bislang Christian Dühring als Vierter der Olympischen Spiele von Mexiko. Dünn rutschte er nach einem Stichkampf an einem Medaillenplatz vorbei.
Spricht man vom „Olympischen Schnellfeuer" und seinen Leipziger Tagen, muß man einen Namen im gleichen Atemzug nennen: Gerhard Feller. Nicht allein wegen der stets zuverlässigen Schießleistungen des schon 46jährigen Oberleutnants, vor allem deshalb: Die neuen Schießstände, auf denen seit 1967 die „schnellen" Schüsse knallen, sind vor allem sein Verdienst. Schon lange war der Weg zum Training in den GST-Schützenhof zu weit, zeitraubend und strapaziös. Die Parteiorganisation der Mannschaft beschloß ein Kampfprogramm. Gesucht wurde ein Mann, der das Bauvorhaben in die Hand nehmen sollte. Seit vielen Jahren schwingt so „Baumeister" Feller in Markkleeberg Hammer und Maurerkelle.
Die offizielle Eröffnung wurde beim V. Schnellfeuertag 1968 gefeiert. Es präsentierten sich ein Gewehr- und ein Pistolenstand, die, obwohl noch nicht in der endgültigen Form, bereits hohen internationalen Ansprüchen genügten. Mehr als 20 000 Arbeitsstunden hatten die Armeesportler investiert. Auch die Stadt Markkleeberg und der Tagebau Böhlen waren am Bau wesentlich beteiligt. Inzwischen ist der „Kleine Schützenhof" weiter vervollkommnet worden. Acht Pistolenanlagen und zwanzig Gewehrbahnen stehen bereit, und noch sind die endgültigen Ausmaße damit nicht erreicht. Beim diesjährigen Wettkampf im Mai werden sich Schützen und Zuschauer davon ein Bild machen können. Die jetzt unter der Schirmherrschaft des Sportkomitees der befreundeten Armeen (SKDA) stehende Veranstaltung erfährt dabei eine Neuerung: Es wird an zwei Tagen geschossen, am ersten um den Einzel-, am zweiten um den Mannschaftssieg. Wieder werden Pistolenschützen aus acht sozialistischen Armeen erwartet, und, das ist sicher, was Rang und Namen hat, wird dabei sein. Vielleicht unternehmen Sie am 15. und 16. Mai mal einen kleinen Ausflug nach Markkleeberg-West, in die Mendelssohnstraße zum ASK. Sie sind herzlich eingeladen.
Denn: Im Gegegensatz zu Anno 1900 findet dieser Wettbewerb in aller Öffentlichkeit statt.

Klaus Weidt

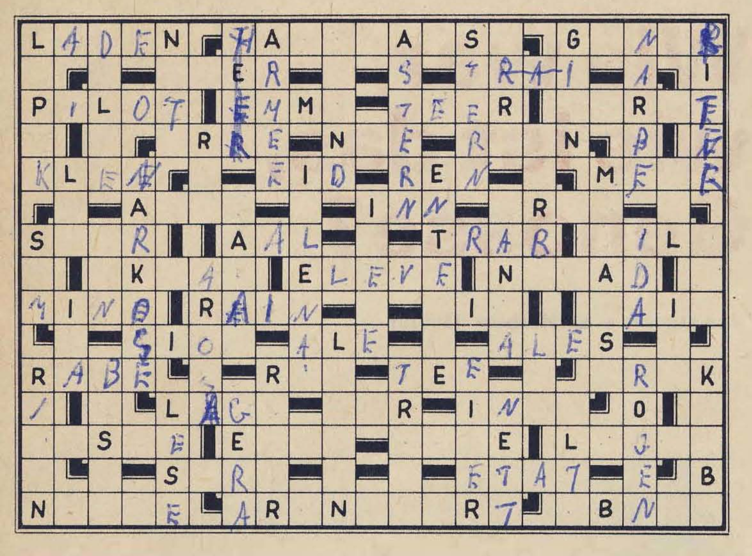


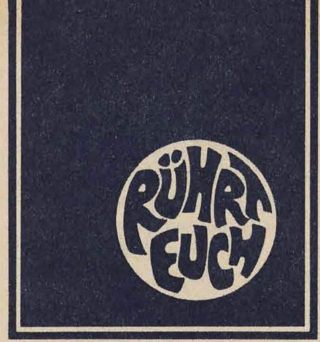
DIE BISHERIGEN POKALGEWINNER
1964: Jozef Zapedzki (Polen) 593 Ringe
1965: Lothar Pinnig (DDR) 592 Ringe
1966: Ladislav Falta (ČSSR) 593 Ringe
1967: Jozef Zapedzki (Polen) 594 Ringe
1968: Jozef Zapedzki (Polen) 596 Ringe
Mannschaftswertung: UdSSR 2 349 Ringe
1969: Virgil Atanasiu (Rumänien) 594 Ringe
Mannschaftswertung: DDR 2 363 Ringe
1970: Igor Bakalow (UdSSR) 591 Ringe
Mannschaftswertung: UdSSR 2 338 Ringe
Zum Vergleich:
DDR-Rekord: Pinnig und Feller je 596 Ringe
Weltrekord: Liverzani (Italien) 598 Ringe

DIE OLYMPISCHE SCHNELLFEUERPISTOLE
ist eine Selbstladewaffe mit kurzer Kleinkalibermunition. Bis 1958 war lediglich das Kaliber vorgeschrieben. Seitdem gelten folgende Höchstbegrenzungen: Länge 300 mm, Höhe 150 mm, Breite 50 mm, Gewicht 1 250 g, mit einer Toleranz von 5 Prozent.
Innerhalb dieser Grenzen kann die Waffe den individuellen Eigenheiten des Schützen angepaßt werden. Das geschieht vor allem mit der Schäftung, die nach der Hand des Schützen orthopädisch gearbeitet wird. Auch die Abzugsvorrichtung und der Kompensator, der, am Lauf angebracht, ein „Weggehen" der Waffe verhindern soll, können unterschiedlich aussehen.









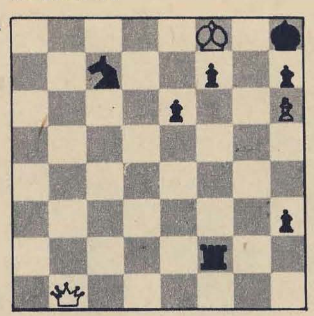
Waagerecht
1. Unteroffiziersdienstgrad

Senkrecht
1. militärische Bezeichnung für das Schießen mit bestimmten Waffen
2. geprüfter, erfahrener Seemann
3. Hauptstrom der UdSSR
4. Kreisstadt im Bezirk Leipzig
5. Stich-, Wurfwaffe

KREUZGITTER

1. russischer Dichter (1809–1852), 2. Blume, 3. Laubbaum, 4. Arbeitsgruppe, 5. Nebenfluß der Rhone, 6. Senkblei, 7. Gebärde, Handbewegung, 8. englisches Bier, 9. Verkaufsstelle, 10. Destillationsprodukt, 11. Himmelskörper, 12. Betäubung, 13. Getränk, 14. Ackergrenze, 15. Lebewesen, 16. Hirschtier, 17. niedere Pflanze, 18. Vogel, 19. Gangart des Pferdes, 20. Nebenfluß der Donau, 21. Futterpflanze, 22. Rätselfreund, 23. arabische Republik, 24. Schüler, Zögling, 25. Zahl, 26. Strom in der VAR, 27. Nebenfluß der Donau, 28. kleines Gewicht, 29. Bezirkshauptstadt in Jugoslawien, 30. Bezeichnung für die Ortsveränderung von Personen und Gütern, 31. Flugzeugführer, 32. Wundmal, 33. Gipfel der Berner Alpen, 34. Stadt im Bezirk Suhl, 35. aus einem Flaschenkürbis hergestelltes Gefäß, 36. freundlich, gefällig, 37. Fischeier, 38. Staatshaushalt, 39. Musikwerk, 40. norwegischer Mathematiker, 41. Stadt in der Schweiz, 42. schlangenförmiger Fisch, 43. Königreich im Himalaja, 44. Not, 45. Strom in Sibirien, 46. Schreibweise, 47. Insekt, 48. weiblicher Vorname, 49. Lagerplatz in der Scheune, 50. schriftliche Aufstellung, 51. weiblicher Vorname, 52. südfranzösische Hafenstadt 53. westfranzösische Departementshauptstadt, 54. Flachland, 55. Schar, Gruppe, 56. Bewohner des hohen Nordens, 57. Rückstand bei der Zuckergewinnung, 58. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 59. Musikzeichen, 60. Einfahrt, 61. kleine Deichschleuse, 62. Haustier der Lappen, 63. Volk in der UdSSR, 64. Flüssigkeitsmaß, 65. französisch: Straße, 66. Überbleibsel, Rückstand, 67. Name für Irland, 68. Verneinung, 69. Laubbaum, 70. Gestalt aus der Oper „Cavalleria rusticana", 71. Truppenverband, 72. Notruf auf See, 73. Körperteil, 74. französische Landschaft zwischen Marne und Seine, 75. Getreidespeicher, 76. lockeres imperialistisches Staatenbündnis, 77. Sternblume (Mehrzahl), 78. Weinernte, 79. Bergwerk, 80. Beule, Bodenvertiefung, 81. Wendekommando, 82. das Universum, 83. Fluß in Mittelasien, 84. Spaltwerkzeug, 85. Singvogel, 86. Stadt in Frankreich, 87. Frachtschiff ohne festen Fahrplan, 88. Schriftsteller der DDR, 89. russisch-sowjetischer Schriftsteller von Weltruf, 90. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 91. Einschnitt, 92. Schwur.

SCHACH



Matt in vier Zügen (A. Uebeleisen)

KAMMRÄTSEL

1		2		3		4		5

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 3

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. Monat, 6. Rubel, 10. Polo, 12. Anapa, 13. Esel, 15. Elster, 17. Srreik, 19. Esse, 21. Lametta, 22. Mast, 23. Lee, 24. Ems, 26. See, 28. Grieg, 30. Ernst, 32. Sage, 34. Ostade, 35. Ren, 36. Ara, 38. Met, 39. Kur, 40. London, 41. Alma, 43. Ester, 45. Arosa, 47. Ort, 48. Ana, 49. Rue, 51. Solo, 53. Aleuten, 56. Kast, 57. Ampere, 59. Igelit, 61. Erna, 62. Isere, 63. Newa, 64. Regen, 65. Rogen. – **Senkrecht:** 1. Spiel, 2. Mole, 3. Not, 4. Tara, 5. Raketenkreuzer, 6. Rast, 7. Bor, 8. Leim, 9. Flotte, 11. Lese, 14. Skala, 16. Else, 19. TASS, 20. Sessel, 24. Erde, 25. Mieter, 27. Etalon, 28. Gama, 29. Grat, 31. Nara, 32. Sana, 33. Globus, 37. rosa, 41. Auster, 42. Milan, 44. Star, 46. Rang, 49. Rate, 50. Etmal, 52. Omar, 54. Lein, 55. Eier, 56. Kinn, 58. Erg, 60. eng.

FÜLLRÄTSEL

1. Staffel, 2. Brieske, 3. Mailand, 4. Kredenz, 5. Fassade, 6. Stachel, 7. Tochter, 8. Selenga, 9. Sterlet. – Feldscher

SCHACH

Sofort 1. Kg3? scheitert natürlich an 1. ... L:T. Da andererseits die Vorbereitung 1. Td4? nach 1. ... Ld5 2. Kg3 Le4! auch nicht zum Ziel führt, liegt der Schlüssel 1. Lc8 auf der Hand. 1. ... L:c8 2. Kg3 e5 3. Se3 matt. Wegen der Notwendigkeit, den T zu retten, wirkt die Schaltungsidee („Dresdner") sehr wenig überzeugend.

Wie war, wie ist das, Genosse?

Von Oberst a. D. Herbert Richter

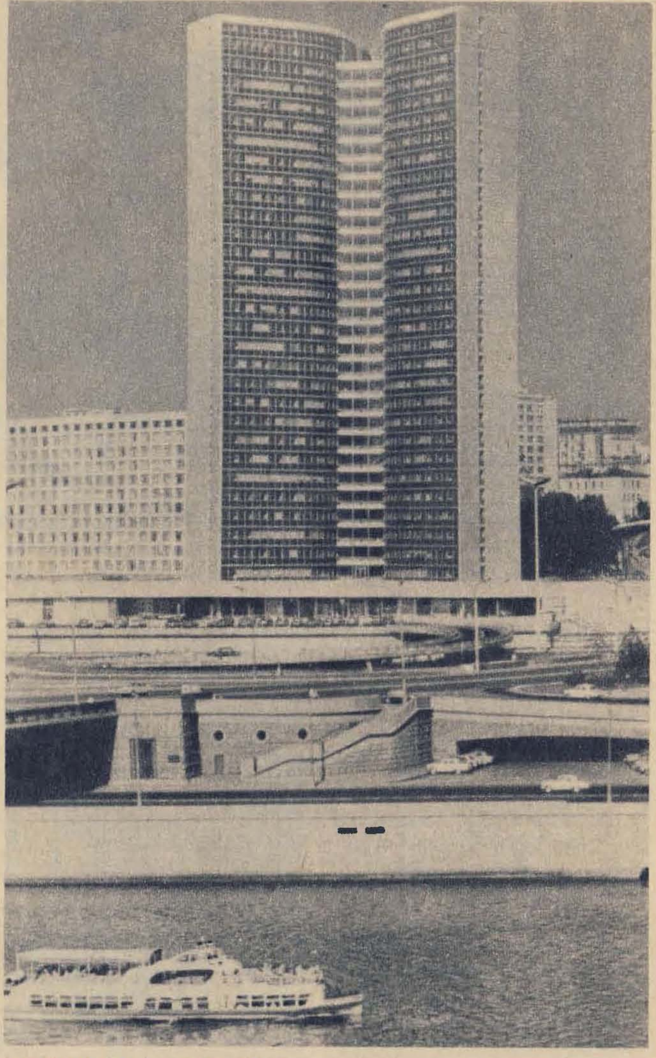
11 Fotos hat mir die Redaktion vorgelegt, 11 Fotos zu einem Thema. Vielleicht wird sich mancher über die Auswahl auf den ersten beiden Seiten wundern, wenn er das Thema erfährt: „25 Jahre Militärpolitik der SED". Er mag einwenden: Sicher, Militärpolitik betrifft nicht nur die Armee, sondern auch die Kampfgruppen und die Polizei, aber ist der RGW, war die Moskauer Beratung Militärpolitik? Dazu zwei Gegenfragen. Hängt die ständige moderne Ausrüstung der sozialistischen Armeen nicht in erster Linie von der raschen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Länder des Warschauer Vertrages ab? War es etwa nicht ein Stück Militärpolitik, wenn die internationale Beratung in Moskau beschloß, den Friedenskampf zu verstärken und zum Beispiel den Kampf des vietnamesischen Volkes zu unterstützen?
Der Kern der Sache besteht in folgendem: Es gibt keine Militärpolitik an sich. Die Militärpolitik ist ein Teil unserer Gesamtpolitik, und nur weil wir sie jeweils im Zusammenhang mit unserer wissenschaftlichen Gesamtpolitik ausarbeiteten, konnte sie selbst wissenschaftlich sein.
... Ein Foto vom 13. August 1961, der ersten großen Be-



Während einer Sitzungspause der Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien (Moskau, Juni 1969)



währungsprobe unserer Armee. Mir war damals die Aufgabe zugefallen, als Ortskundiger einen Verband in seinen Bereitstellungsraum zu führen. In jenen Tagen erlebte ich besonders, wie die Einheit von Volk und Armee, die Verbundenheit der bewaffneten Kräfte untereinander und mit der Sowjetunion zu bisher nicht erlebter Kampfkraft mobilisierte.
Für Militärpublizisten aus westlichen Ländern war das ein Phänomen, wie ich später als Militärjournalist nicht selten beobachten konnte. Wie schaffte es diese Armee, die „obendrein" ja noch fast ausnahmslos von ehemaligen Arbeitern und Bauern geführt wurde, in so kurzer Zeit zu einem militärischen Faktor zu werden? fragten sie. Das „Geheimnis" besteht darin, daß die Aufgaben der Armee mit den Interessen der Volksmassen übereinstimmen; es liegt in der wissenschaftlichen Militärpolitik der SED; es besteht darin, daß es sich um eine Armee handelt, die sich am Grundmodell Sowjetarmee orientiert und die einheitliche sozialistische Militärdoktrin anwendet. Unsere Kraft liegt in dem, was ich die drei großen „F" bezeichnen möchte: Die Führung durch die Partei der Arbeiterklasse; die Freund-



Das RGW-Gebäude in Moskau

DDR
UNSER VATERLAND



13. August 1961 vor dem Brandenburger Tor



Der Kommandeur der Ehrendelegation der Volksarmee überreicht ein Geschenk. VII. Parteitag der SED, April 1967

wird darin – also bereits 1946 – warnend und unmißverständlich gefordert, jederzeit „die reaktionären Kräfte daran zu hindern, mit den Mitteln der Gewalt und des Bürgerkriegs der endgültigen Befreiung der Arbeiterklasse in den Weg zu treten".
Besonders wichtig war auch die 2. Parteikonferenz im Juli 1952. Sie beschloß, in der DDR planmäßig den Sozialismus aufzubauen. Das verlange aber auch eine zuverlässige Landesverteidigung, erklärten die Delegierten. So wurde im Juli 1952 begonnen, eine Kasernierte Volkspolizei zu schaffen. Ihre Hauptaufgabe war es, die DDR vor allen inneren Anschlägen zu schützen und im Falle einer Aggression bestimmte Kampf-

schaft mit der Sowjetunion und den anderen Bruderländern, aus denen die Waffenbrüderschaft erwächst; der Fleiß der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die wissen, wofür sie Waffen tragen.
. . . Parteitage sind Marksteine, auch für die Militärpolitik. Auf unseren Parteitagen und Parteikonferenzen wurden die wichtigsten Prinzipien und die jeweils entscheidenden Aufgaben der Militärpolitik formuliert.
Das gilt bereits für den Gründungsparteitag im April 1946. Vielleicht erscheint es manchem abwegig, für jene Zeit bereits von einer Militärpolitik der SED zu sprechen. Wachte die Sowjetarmee nicht konsequent über die Durchführung der Potsdamer Beschlüsse, und verhinderte sie nicht auch jegliches bewaffnete Eingreifen von außen in unsere demokratische Entwicklung?
Die Militärpolitik der SED bestand in jener Periode vor allem in der „Vernichtung des reaktionären Militarismus", wie es im Abschnitt „Gegenwartsforderungen" der ersten „Grundsätze und Ziele der SED" heißt. An anderer Stelle

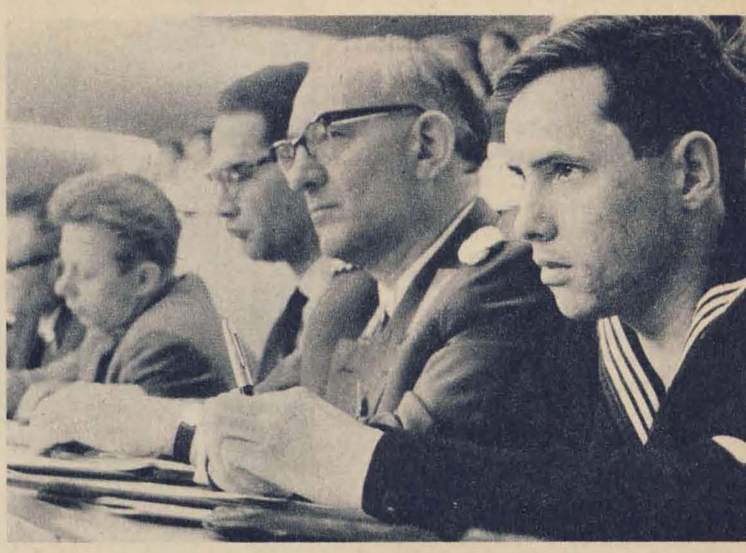


aufgaben an der Seite der Sowjetarmee zu lösen. Als dann Mitte der 50er Jahre die Liquidierung der DDR zum unmittelbaren militärischen Programm der Bonner Regierung wurde; war die Bildung einer Armee für uns unaufschiebbar.

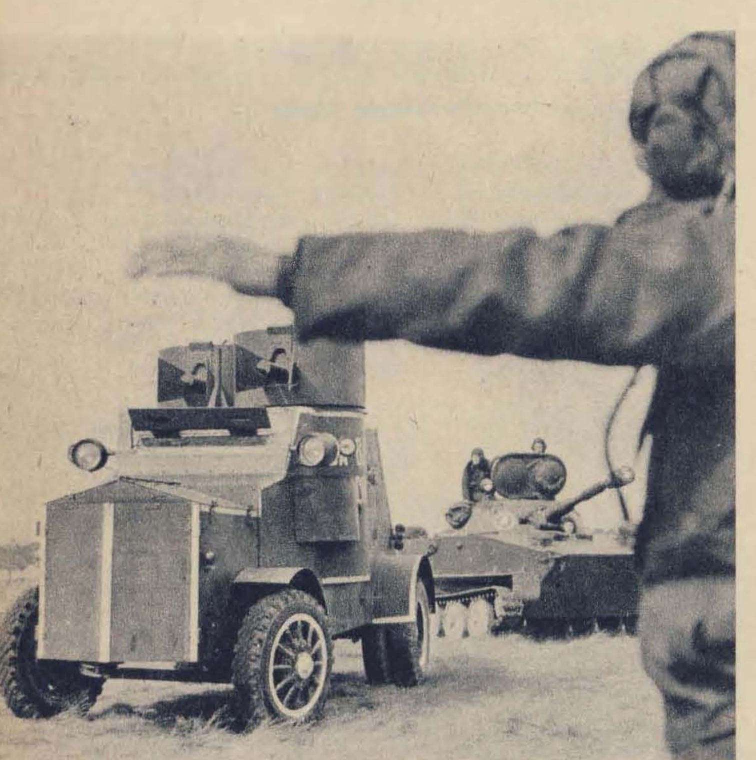
Ja, wer die Beschlüsse unserer Parteitage und -konferenzen studiert, muß ganz einfach zu dem Schluß kommen: Die SED hat in den vergangenen 25 Jahren eine konsequente und kontinuierliche Militärpolitik verfolgt. Ich bin übrigens davon überzeugt, daß auch der bevorstehende VIII. Parteitag nicht wenig für unser militärpolitisches Denken bringen wird.

. . . Unsere Partei hat immer für eine moderne Ausrüstung gesorgt. Sie hat uns aber vor allem mit den besten geistigen Waffen ausgerüstet. Da erinnert uns zum Beispiel ein Panzerwagen aus dem Jahre 17, ein natürlich längst veralteter Typ, an brennend aktuelle Erkenntnisse. „Das Kapital ist eine internationale Kraft. Um sie zu besiegen, bedarf es des internationalen Bündnisses der Arbeiter." Könnten diese Sätze Lenins nicht heute geschrieben sein? Und wir können auch folgende Erfahrung nicht in den Wind schlagen: „Die Rote Armee haben wir nicht mit Agitation allein zum Siege geführt, sondern auch mit Hilfe einer strengen, eisernen Disziplin." Und Lenin mahnt auch uns Heutige noch, „daß wir nicht das Recht haben, eine Schwächung unserer Arbeiter und Bauern und ihrer Errungenschaften *auch nur für eine Sekunde* zuzulassen".

. . . Militärakademie „Friedrich Engels". Ja, wenn Friedrich Engels sie besuchen und erleben könnte, wie dort unsere Offiziere „militaria ochsen" – in seinem revolutionären Geist, im Zusammenhang mit allen anderen notwendigen Wissen-



Delegierte des VII. Parteitages – der Unteroffiziersschüler Bardon neben Generalleutnant Allenstein



Komsomolzen und FDJ-Mitglieder beteiligten sich gemeinsam an der Stafette „Panzerauto Lenin"

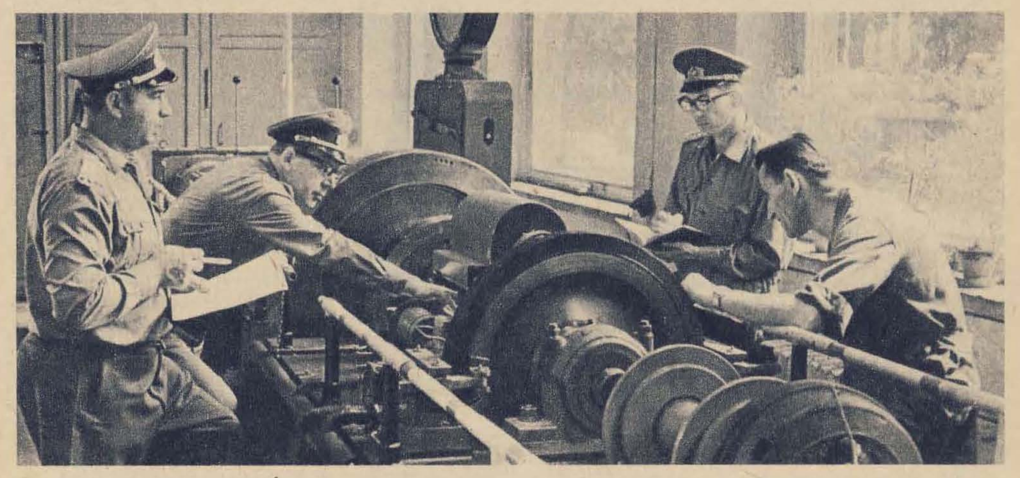
MODERNE PANZER . . . . . . FAHREN IN LENINSCHEM GEIST

In einem Panzerreparaturwerk

schaften, mit Hilfe modernster Technik!
Wenn ich auch nur zu einem kürzeren Lehrgang an der Militärakademie weilen konnte, so erlebte ich doch durch eigene Anschauung: Dort in Dresden offenbart sich wie in einem Kristall konzentriert, daß sich die Sorge der Partei um die Landesverteidigung nicht zuletzt auch als Sorge um militärwissenschaftliche Bildung und Erziehung ausdrückt. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Zeit, da unsere ersten Genossen ein Studium an sowjetischen Militärakademien aufnahmen – damals fast die einzige Möglichkeit der gründlichen militärwissenschaftlichen Qualifizierung. Ich kenne Genossen, die dafür sogar nach Moskau oder Leningrad *marschiert* wären. Inzwischen konnte unsere Partei für vielfältige Möglichkeiten der Qualifizierung auf den verschiedensten Ebenen sorgen. Natürlich ist das Lernen nicht leichter, als das Gelernte anzuwenden. Aber es ist ein wesentlicher Charakterzug sozialistischer Denk- und Verhaltensweise, immer wieder zum Lernen bereit zu sein. Das kann ich unseren jungen Genossen nicht nachdrücklich genug sagen.
... Manchem mag es neu sein,


Eine alltägliche Begebenheit am (Straßen)Rande

daß es bei großen Manövern auch eine *gemeinsame* Manöverzeitung mit einer internationalen Redaktion gibt. Überraschen wird das aber keinen. Denn jeder kennt zahlreiche andere Beispiele der Gemeinsamkeit mit unseren sozialistischen Waffenbrüdern. Das sozialistische Waffenbündnis ist für uns so wichtig wie die Luft zum Atmen. Es konnte nur geschaffen werden unter Führung der marxistisch-leninistischen Parteien, die den Internationalismus auf ihre Fahnen geschrieben haben. Es war und ist für uns selbstverständlich,


Im Prüfstand für Kupplung, Bremsen und Getriebe des panzertechnischen Instituts der Militärakademie „Friedrich Engels"



Oberst Richter inmitten der internationalen Redaktion der Zeitung „Waffenbrüderschaft" während des Manövers „Waffenbrüderschaft"

daß auch unsere Partei ihre internationalistischen Verpflichtungen erfüllt.
. . . Kürzlich erhielt auch ich mein neues Parteidokument. Mir war dabei nicht weniger feierlich zumute als vor 25 Jahren auf unserem Vereinigungskongreß in Sachsen, an dem ich als Delegierter teilnahm. Natürlich freut es mich auch, daß immer neue Kämpfer zu unserer Partei kommen. Erst ein Achtzehnjähriger kann diesen Schritt tun. Viele werden deshalb während der Armeezeit, aber auch durch die Armeezeit Mitglied. Es liegt dabei sicher weniger daran, daß die offizielle Anrede *aller* Armeeangehörigen „Genosse" ist. Dennoch ist diese Anrede bedeutungsvoll. Sie drückt aus, daß die Parteimitglieder wie die Parteilosen – geführt von der Partei – dem gleichen Ziel zustreben.

Pause während eines Wettkampfes zweier „Ural"-Mannschaften

Raketenwiese und Kosmodrom

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die letzte Folge dieser Artikelserie machte mit den wichtigsten Forschern und Vorkämpfern der modernen Raumfahrt bekannt. Ihre konstruktiven und experimentellen raketentechnischen Grundlagen entstanden anfangs des dritten Jahrzehnts vornehmlich in der Sowjetunion, in Deutschland und in den USA. An die Seite des streng wissenschaftlich vorgehenden Forschers trat der Konstrukteur. Auf kleinen Raketenversuchsplätzen – oft nur eine einsam gelegene Wiese, ein unbenutztes Industriegelände oder ein Stück freies Feld – erprobte man die ersten, meist noch recht merkwürdig aussehenden Flüssigkeitstriebwerke. Man ließ die damit

ZEHN JAHRE BEMANNTER RAUMFLUG (III)

ausgerüsteten kleinen Versuchsraketen frei oder aus einfachen Startgestellen aufsteigen. Auf den Versuchsplätzen der damaligen sowjetischen Arbeitsgruppen stiegen 1933 und 1934 die ersten kleineren Flüssigkeitsraketen bis in Höhen von 1 500 m. Zu ähnlichen Ergebnissen kam man auch auf dem „Raketenflugplatz" Berlin-Reinickendorf – einem bescheidenen Versuchsgelände des privaten Vereins für Raumschiffahrt – wo ab 1931 kleine Raketengeräte, die verschiedenen sogenannten Repulsor-Typen, ihre mehr oder weniger gelungenen Aufstiege ausführten. Nur in mühevoller Arbeit und mit kleinen Schritten konnten auf diesen „Raketenwiesen" die zahlreichen Kinderkrankheiten der Flüssigkeitsantriebe überwunden werden. Das waren vor allem Probleme der Brennkammerkühlung, der geregelten Treibstoffzufuhr, der zuverlässigen Treibstoffördersysteme, der Schubvektorregelung und anderer Gebiete. Der Weg von den ersten „Hüpfern" der kleinen Aggregate bis zu den gigantischen Trägerraketen auf den heutigen Kosmodromen war noch sehr weit und erforderte intensivste wissenschaftliche und ingenieurtechnische Arbeit.

Die Raketentechnik ermöglichte es damals, Raketentriebwerke mit flüssigen Treibstoffen – anfangs wurden meist Flüssigsauerstoff und Benzin verwendet – mit einem Schubvermögen von wenigen bis einigen hundert Kilopond hinreichend zuverlässig zum Brennen zu bringen. Damit konnten die einfachen Raketenkonstruktionen (Startmassen zwischen einigen bis mehreren hundert Kilogramm) Steighöhen von ein paar Kilometern erklimmen. In der Sowjetunion erprobten die Arbeitsgruppen zu dieser Zeit auch schon verschiedene andere Treibstoffkomponenten und -kombinationen wie Salpetersäure, Stickstoffetroxyd, Tetranitromethan, Wasserstoff, Anilin, Metalldispersionen u. a., die fast alle später in der Antriebstechnik zu praktischer Bedeutung gelangten. Auch beschäftigte man sich etwa zur gleichen Zeit erstmalig mit der Entwicklung elektrischer Triebwerke, und das rund zwei Jahrzehnte früher als in irgendeinem anderen Land. Über die Bedeutung dieser Antriebsmittel für zukünftige Aufgaben der Weltraumerkundung – beispielsweise Tiefraumflüge mit Dauerantrieb unter schwacher Schubbeschleunigung – besteht heute in der Raumfahrtforschung nicht mehr der geringste Zweifel.

Die Entwicklung der konventionellen thermochemischen Raketentriebwerke war in den nachfolgenden Jahren überall von den sich ständig ausweitenden technischen und vor allem technologischen Schwierigkeiten bestimmt. Sie ergaben sich aus der Forderung nach maximaler bzw. absoluter Betriebszuverlässigkeit größerer Triebwerkseinheiten mit Schubkräften von einigen zehn bis hundert Megapond. Ähnliches galt auch für den nicht weniger wichtigen und technisch anspruchsvollen Komplex der Flugführung von Trägerraketen. Auf diesem Gebiet waren die Schwierigkeiten, wie sich bald zeigte, teilweise noch größer als auf dem Antriebssektor, weil hier die erforderlichen Mittel der Verfahrens- und Gerätetechnik vielfach überhaupt völlig neu geschaffen oder erst neue Wege erschlossen werden mußten. Als Beispiele seien die Systeme aus hochempfindlichen Kreiselplattformen und automatischen Flugrechnern für die Trägheitsnavigation, die zu äußerster Genauigkeit gebrachten funktechnischen Verfahren der Flugführung sowie die extrem schnell arbeitenden Datenverarbeitungsanlagen genannt.

Die wachsende Vielfalt dieser Probleme brachte es mit sich, daß selbst von sehr bemühten, enthusiastischen Einzelgängern (Goddard, Oberth, Valier u. a.) schließlich kaum noch wesentliche Beiträge zu dieser Entwicklung erwartet werden konnten. Nur die wohlorganisierte und nach einem möglichst weit vorausschauenden Konzept angelegte Zusammenarbeit von Forscher- und Ingenieurgruppen der verschiedensten Spezialrichtungen konnte die entscheidenden Fortschritte bringen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß in den USA die von Goddard begonnenen Arbeiten fast völlig stagnierten, weil die Situation falsch eingeschätzt wurde. Das war eine wesentliche Ursache für den zunächst erheblichen Rückstand der USA in der Raketen- und Raumfahrtforschung hinter der Sowjetunion und Deutschland. In Deutschland hatte zwar die organisierte Raketenent-

wicklung nach 1933 straffe und in den Ergebnissen sehr effektive Formen angenommen, aber Anlaß und Ziel dieser Arbeiten waren ausschließlich den Aggressionsbestrebungen des deutschen Militarismus und Faschismus untergeordnet. Zur ersten institutionell organisierten und staatlich geförderten Raketen- und Raumfahrtforschung im Sinne der wissenschaftlichen Erschließung des Weltraums war es in der Sowjetunion schon 1921 gekommen, als in Leningrad das Gasdynamische Laboratorium gegründet wurde. An diesem Institut beschäftigte man sich in der Folgezeit konsequent mit allen grundlegenden Forschungs- und Entwicklungsarbeiten zur Strahlantriebstechnik. Hier und aus den Arbeitskreisen der nach 1931 entstandenen Gruppe zum Studium der Rückstoßbewegung (GIRD) bildeten sich die Keimzellen der großen Entwicklungskollektive, die nach 1945 das Zeitalter der praktischen Raumfahrt einleiteten und seinen weiteren Verlauf maßgeblich bestimmten. Aus den Arbeiten dieser Jahre erwuchs auch das weit vorausschauend konzipierte Programm der sowjetischen Raumfahrtforschung, dessen umfassende Anlage und zielstrebige Systematik heute in der Fachwelt immer wieder höchste Beachtung hervorruft. Unter der Leitung von S. P. Koroljow, dem Konstrukteur der sowjetischen Raumschiffe und Gründungsmitglied der GIRD, wurden so die vielfältigen Vorarbeiten geleistet, die nach dem sensationellen Start des ersten künstlichen Erdsatelliten im Jahre 1957 nur knapp vier Jahre später schon zum ersten Weltraumflug eines Menschen führten. Als vor nunmehr zehn Jahren, am 12. April 1961, der unvergessene Juri Alexejewitsch Gagarin mit „Wostok 1" in 88 Minuten die Erde umflog, krönte er mit seinem kühnen Forschungsunternehmen die zielgerichtete wissenschaftliche und technische Kollektivleistung der sowjetischen Raumfahrtexperten.

Zeichnung:
Hans Räde



Verantwortung für das Ganze! Jeder trägt sie. Aber ist er sich dessen immer bewußt? Handelt er danach? Im Gefecht hängt der Ausgang des Kampfes vom Können jedes einzelnen ab. Verantwortung tragen heißt hier vor allem kampfbezogen denken und handeln. Wer das nicht tut, schwächt – bewußt oder unbewußt – die Kampfkraft seiner Einheit. Bei einer Seelandeübung gingen unsere Mitarbeiter Oberstleutnant Rolf Dressel (Text) und Major Ernst Gebauer (Foto) mit Genossen der Einheit Scheer auf ein Landungsschiff. Nachstehend berichten sie über ihr Erlebnis

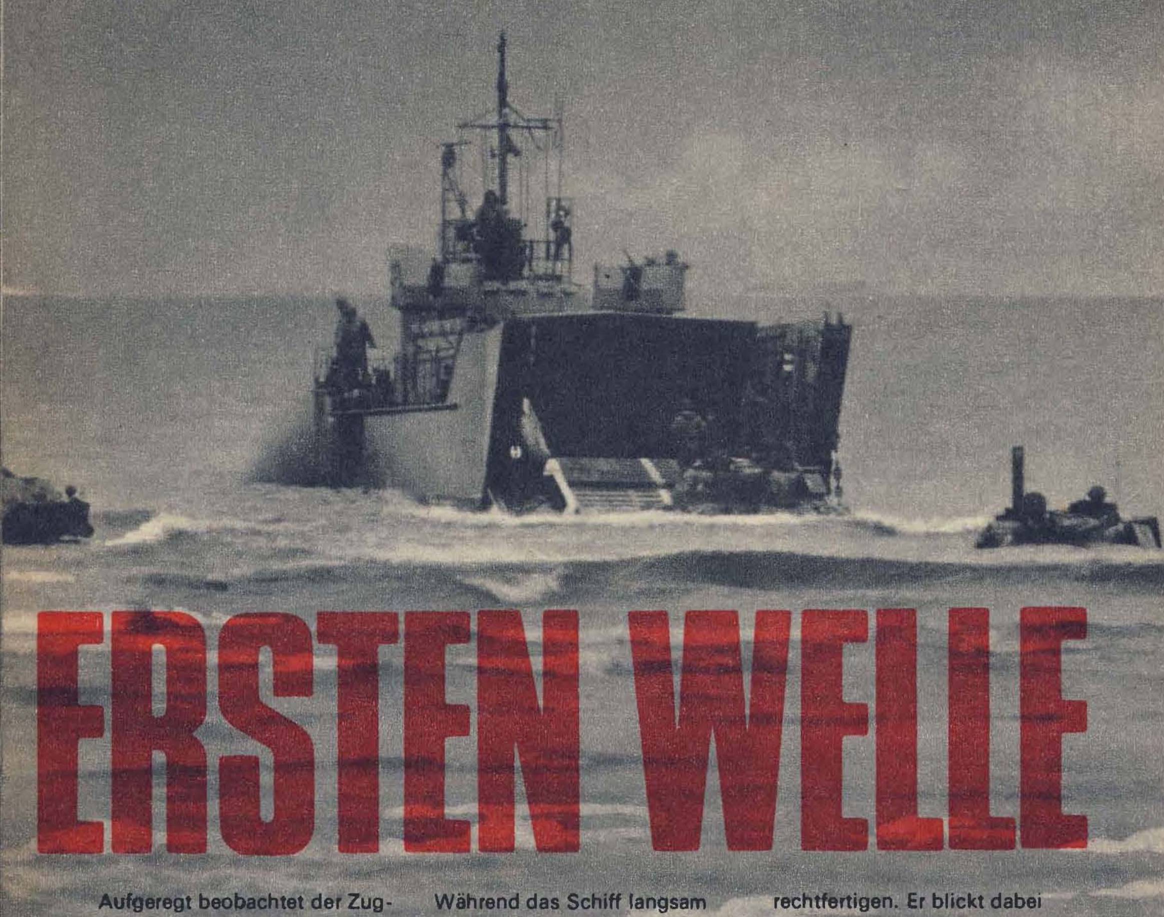


Die Landeklappe der „Grimmen" senkt sich. Tageslicht dringt in den schwach beleuchteten Laderaum. Bei laufendem Motor erwarten die Besatzungen der Panzer und Schützenpanzerwagen den Moment, wo sie das Schiff verlassen können, um an der Küste anzulanden. In der Kommandantenluke des vorletzten SPW steht Unteroffizier Günter Sundhaus, Führer eines mot. Schützenzuges. Die Kopfhaube ins Genick ge choben, hängen dem 21jährigen einige Strähnen seines vollen dunklen Haarschopfes in die Stirn. Er kneift die Augen zusammen, denn der ätzende Rauch reizt die Tränendrüsen. Ein Schuß kracht, noch bevor die Landeklappe auf das Wasser klatscht. Der Spitzenpanzer eröffnet das Feuer. Der harte Knall dröhnt durch den Laderaum, das ganze Schiff erzittert. Sundhaus zieht die Kopfhaube rasch über die Ohren. Angespannt blickt er nach vorn, um eventuell ein Stück Ufer zu erspähen, doch der Dunst, der zu dieser frühen Morgenstunde über dem Strand liegt, verwehrt ihm die Sicht. Plötzlich dreht sich Unteroffizier Schemetzko auf dem SPW davor nach ihm um. Erregt zeigt der Gruppenführer mit der Signalflagge stoßartig hinunter zu seinem Fahrer. Sundhaus versteht zunächst nicht, was gemeint ist. Dann sieht er jedoch, daß der SPW ja gar keine Auspuffwolke ausstößt. Der Motor läuft nicht. Während die ersten Panzer und SPW bereits ins Wasser tauchen, springt Sundhaus hinunter und rennt nach vorn. Soldat Günter Wiedow, der Fahrer, versucht fieberhaft, den Motor zu starten. Vergebens.

„Was ist los?", brüllt Sundhaus.

„Springt nicht an. Anscheinend die Zündung."

„Sehen Sie nach!"

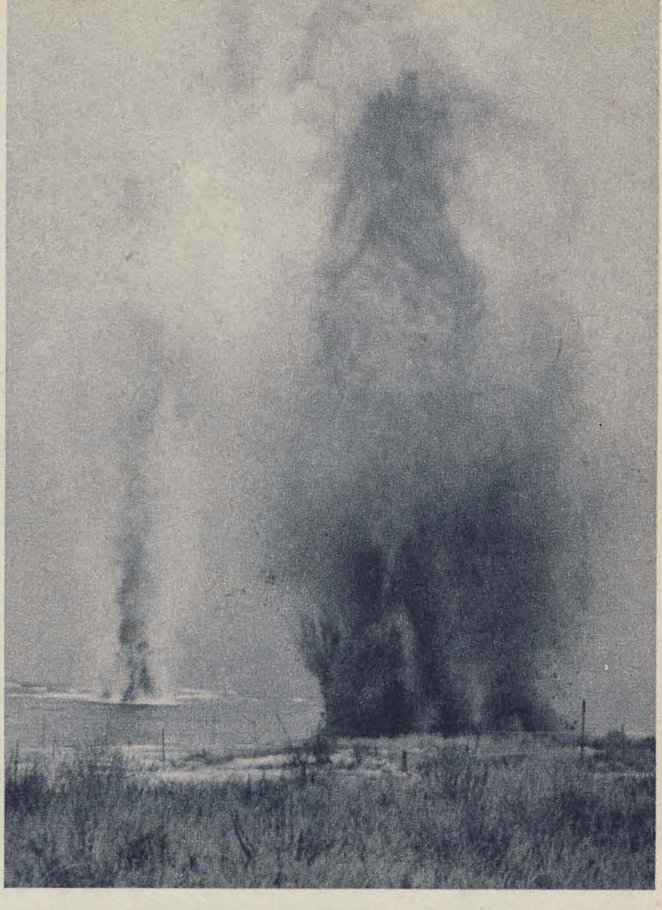


ERSTEN WELLE

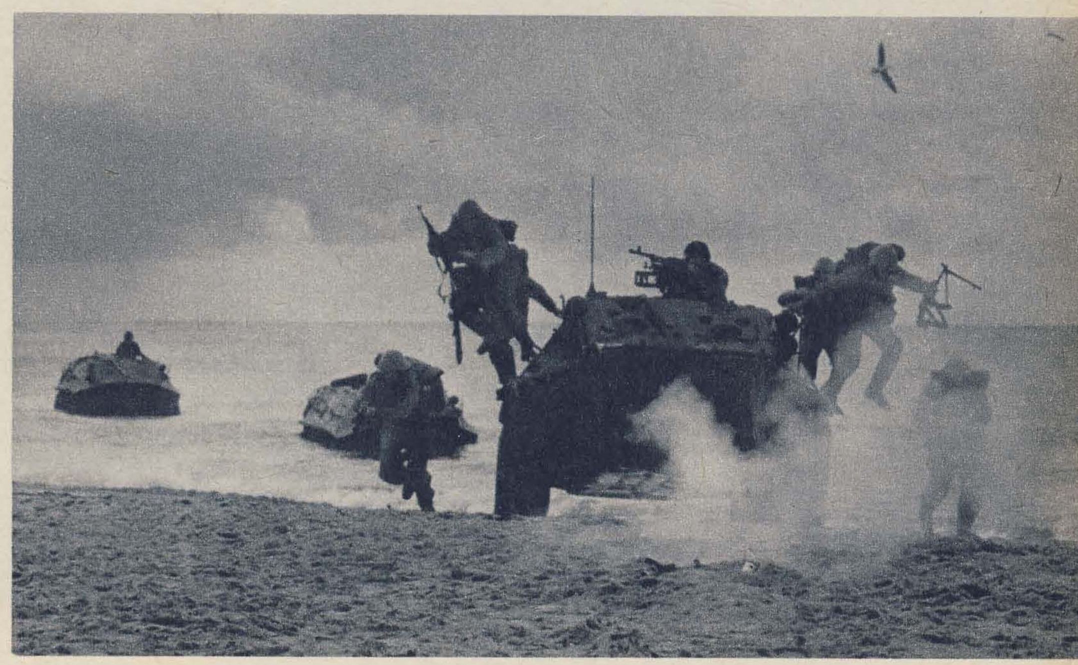
Aufgeregt beobachtet der Zugführer, wie der Soldat am Motor hantiert. Die Fahrzeuge vor ihnen sind schon draußen. Nur, sie hängen noch hier, drei SPW seines Zuges. Noch wäre es möglich, rauszukommen. Aber wielange noch? Ob der Kommandant wartet? Es scheint so.
„Finden Sie was?", fragt Sundhaus ungeduldig. Der Fahrer schüttelt den Kopf. In diesem Moment geht rasselnd die Landeklappe hoch. Aus, vorbei.
Drei gefechtsstarke SPW seines Zuges sind nicht mit angelandet. In der Gefechtsordnung der Kompanie klafft eine empfindliche Lücke. Ihre Feuerkraft ist um etwa ein Drittel geschwächt. Im Ernstfall würde das zusätzliche Verluste und Ausfälle kosten . . .

Während das Schiff langsam zurückläuft, um den Einheiten der zweiten Welle Platz zu machen, beginnt die Suche nach den Ursachen. Politstellvertreter Leutnant Nickel, der ebenfalls an Bord geblieben ist, nimmt sich gemeinsam mit Sundhaus den SPW-Fahrer vor, dann den Gruppenführer.
Der Motor sprang nicht an, weil die Batterie leer ist, stellen sie fest. Kein Fünkchen „Saft" mehr. Wiedow hatte sie nicht rechtzeitig aufladen lassen.
„Gestern lief die Karre noch. Ich bin doch noch aufs Schiff gefahren", versucht er sich zu rechtfertigen. Er blickt dabei kurz vom Stahlboden auf, wohin er beschämt die ganze Zeit starrte.
„Aber da sprang er doch auch erst später an", entsinnt sich Unteroffizier Sundhaus.
„Aber dann kam er gleich."
Der Leutnant prüft das Fahrtenbuch. Es ist in Ordnung. Auch der Panzerwart hat unterschrieben.
„Haben Sie das jemandem gemeldet? Während der Überfahrt war doch Zeit, die Batterie aufzuladen", fragt Leutnant Nickel.
„Ich dachte, er kommt nochmal, wie gestern. Und daß man hier auf dem Schiff aufladen kann, das weiß ich nicht."
Leutnant Nickel und Unteroffizier Sundhaus beginnen zu begreifen, daß hier nicht nur Soldat Wiedow versagt hat. Ihn

Die erste Welle des Landungsverbandes nähert sich der Küste. Obermatrose Wolfram Mielke vom Schiff „Grimmen“ (unten) hält Funkverbindung zum Führungsschiff. Der minutiös ausgearbeitete Ablaufplan erfordert enges Zusammenwirken aller beteiligten Kräfte. Während die Küste pausenlos unter einem Feuerhagel liegt, tauchen die Schwimm-SPW in die Fluten.







Im „Walflachbauch“ des Schiffes kurz vor der Anlandung. Die Verzurrung der Fahrzeuge wird gelöst (oben). Zugführer Unteroffizier Sundhaus (rechts) erklärt seinem Fahrer Soldat Lange, in welche Waldschneise er zu fahren hat. Er ahnt hier noch nichts von der Panne am Fahrzeug des Soldaten Wiedow (links).







Die Minuten zwischen Schiff und Ufer sind für die mot. Schützen die entscheidende Phase der Gefechtshandlung. Auf dem Wasser schwimmend, ist ihre Beweglichkeit und Kampffähigkeit vorübergehend eingeschränkt. Im Feuerschutz der Flugzeuge und Schiffswaffen springen die Soldaten von den Fahrzeugen und formieren sich zur Schützenkette.

trifft die geringste Schuld; er ist noch jung, erst knapp ein halbes Jahr Soldat. Schuld sind sie selbst, seine Vorgesetzten. In Sundhaus arbeitet es. Kampfbezogen denken und handeln – bei allen Gelegenheiten sprechen wir darüber. Aber jetzt, wo es drauf ankommt . . . Der Panzerwart hat für den fahrbereiten Zustand des SPW unterschrieben. Schön und gut. Aber hat er sich persönlich davon überzeugt? Was ist ein pro forma gegebener Namenszug wert? Unteroffizier Schemetzko wußte, daß Wiedows Fahrzeug gestern schwer ansprang. Warum hat er den Fahrer nicht veranlaßt, den Fehler zu suchen und zu beheben? Nichts von alledem! Keiner hat auch nur den Mund aufgetan, um den Vorfall zu melden.
Sundhaus könnte sich vor Wut die Haare einzeln ausreißen, daß auch er es versäumt hat, sich um das Fahrzeug zu kümmern. Als Zugführer ist er dafür verantwortlich. Zeit war da. Doch er war zu bequem, verließ sich auf den Fahrer und den Gruppenführer, weil er annahm, sie würden das Notwendige von selbst tun. Denkste! Seine Nachlässigkeit rächt sich nun bitter.
Kampfbezogen denken und handeln? Hätten sie es getan, wären sie jetzt mit an Land. Wie ein Zentnergewicht lastet das Schuldgefühl auf den Schultern des Leutnants und des Unteroffiziers.

„Hier müssen wir uns wohl gegenseitig die Ohren langziehen", sagt Nickel. Sundhaus kratzt sich am Kinn und antwortet:
„Das kann ja heiter werden. Der Kommandeur – ich höre schon seine Standpauke."
Zurückgekehrt ins Feldlager, erwartet sie der Kompaniechef.

Seinen Anpfiff vom Bataillonskommandeur hat er schon weg. Es sind keine freundlichen Worte, die vor allem Sundhaus und Schemetzko zu hören kriegen. Sie haben ihre Kontrollpflicht grob vernachlässigt.
„Sie sind schuld, nicht der Soldat!"
Der Kommandeur befiehlt: Künftig nimmt jeder Zug eine Ersatzbatterie mit; eine Stunde vor dem Absetzen vom Schiff erfolgt ein Probelauf der Motoren; das Havariekabel wird bereitgelegt, um notfalls vom Schiff Strom zum Aufladen der Batterien zu entnehmen.

Soldat Wiedow empfängt sofort eine neue Batterie. Nachdem er sie eingebaut hat, sagt er zu Unteroffizier Sundhaus:
„Ich dachte, es kommt mehr."
„Eine Strafe?", fragt Sundhaus zurück. „Die haben wir doch alle weg. Oder reicht das nicht? Nochmal wird uns das nicht passieren."



Die Übung ist zu Ende. Der Bataillonskommandeur anerkennt die guten Leistungen, kritisiert die aufgetretenen Mängel. Unteroffizier Sundhaus kriegt diesmal Worte zu hören, die er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird.



Fortsetzung von Seite 14

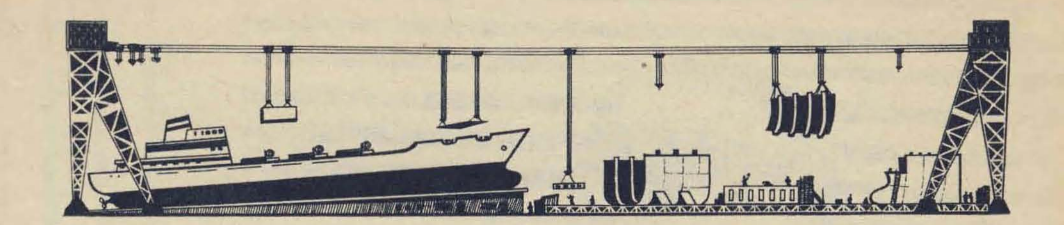
Helle Spuren

uns gar nicht. Die Menschen werden niedergeschlagen und passiv, wenn wir ihnen dauernd mit den Leiden kommen und den Opfern. Es geht um etwas viel Wichtigeres: um eine ganz entscheidende Überzeugung bei jedem Soldaten und jeder Frau und allen Menschen. Um die Überzeugung, daß wir den Krieg verhindern können. Wir sind nämlich stark genug dazu. Aber das muß erstens jeder wissen, und zweitens muß er alles, was er hat und kann, hergeben, damit wir immer stark genug sind. Heute, morgen und immer. Solange ein Krieg überhaupt noch möglich ist. Das verlangt auch Heldentum und Opfer. Gerade das ist schwer, weil es jeden Tag von neuem zu machen ist. Unsere größten Anstrengungen müssen wir jetzt machen, jetzt, wo es keinen Krieg gibt. Denn je bessser wir auf ihn vorbereitet sind, um so sicherer werden wir ihn verhindern. Dafür, sehen Sie, sind die Alarme und die Übungen, immer wieder. Dafür muß die erste Abteilung durch die Tarne, Geschütz für Geschütz. Dafür müssen sich Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere stunden- und tagelang unter der Schutzmaske quälen. Dafür muß man unnachgiebig sein. Und hart. Jeder Vorgesetzte gleich zweimal. Gegen sich selbst zuerst, damit er es gegen die anderen sein kann. Das ist schwer. Schwer, wenn mir Soldaten gegenüberstehen, mit roten Augen, die vor Müdigkeit geschwollen sind, aufgerissenen Händen, in denen die Schwäche zittert, zerschlagene, bis in jeden Muskel erschöpfte Menschen. Und diese Soldaten wieder und noch einmal gegen zweieinhalb Tonnen Eisen befehlen oder einen Kilometer weiter oder einen Hügel hinauf im Laufschritt, das ist schwer. Das ist so schwer, weil man sie lieber schlafen schicken möchte. Weil ich jeden einzelnen für das, was er schon geleistet hat, an mich drücken möchte. Wo man manchmal vor Mitgefühl fast explodiert. Schwer ist das. Aber es ist nötig, nötig gegen das Leid, gegen den Krieg. Anders schaffen wir es nicht. Bestimmt nicht. Aber wir wollen es schaffen, müssen es. Und wir können es. Davon muß jeder überzeugt sein. Und jede Stunde Politunterricht, jede Ausbildungsstunde, jede Unterhaltung und jede Buchbesprechung, die diese Überzeugung nicht festigt, ist vertane, verlorene Zeit. Für uns alle. Verstehen Sie, das haben Sie falsch gemacht." Nun schwieg er, und zum erstenmal an diesem Tage schlußfolgerte er: Ich habe richtig gehandelt. Von der ersten Stunde an. Auf dem Schießplatz, mit jedem Befehl und mit jeder Notiz im Arbeitsbuch. Alles war richtig. Auch die Besprechung am Donnerstag. Aber da war er noch zu schwach, vielleicht noch nicht entschieden genug gewesen. Er hatte nicht vermocht, die anderen zu überzeugen, mitzureißen. Daß er das nicht geschafft hatte, war jetzt wie eine Fessel, die das Abwarten zusammenhielt im Regiment. Aber die mußte durch. Jeden Tag eine Faser wenigstens. Und Kurt kann ich noch nicht in Ruhe lassen, dachte Harkus. Das darf nicht sein, daß er solche Geschichten nicht kennt, daß es der Bibliothekarin überlassen bleibt, ob die Frauen niedergeschlagen oder zuversichtlich aus dem Klub gehen. Mit Kurt muß ich ins reine kommen. Mit ihm zuerst und so schnell wie möglich. Schon morgen. Und wenn eine Nacht dabei draufgeht. Es hängt zuviel davon ab. Christa Friedrichs schwieg. Nun war sie doch noch zu ihrer Antwort gekommen. Gegen die wußte sie nichts zu sagen. Zum erstenmal hatte Harkus in ihrer Gegenwart Gefühle geäußert. Sie spürte, daß sie tief und echt waren, und sie erkannte, daß die Äußerungen, die sie über ihn gehört hatte, nicht wahr sein konnten. Aber warum begriffen viele Jesnacker seine Argumente und Forderungen nicht, wenn sogar sie sie verstand? Hatte er mit ihnen nicht darüber gesprochen oder nicht so eindringlich? War er doch zu streng, zu unpersönlich, zu sehr der Kommandeur, der für alles verantwortlich war und bestimmte und entschied? Sie wußte keine Antwort. Das rein Dienstlich-Militärische im Leben des Regiments kannte sie zuwenig. Sie bedauerte das. Noch nie hatte sie so tief und so deutlich wie heute die gewaltige Aufgabe und Bedeutung des Regiments und jedes einzelnen Menschen für die Gegenwart und Zukunft aller begriffen, dennoch blieb die Spannung, über dem Regiment und der Siedlung, die vieles in Zweifel setzte.

„Wissen Sie", sagte Harkus, sich ihr zuwendend, und sie sah sein Gesicht nahe vor sich. „Wissen Sie, dem Symbol des Schnitters sind wir so nahe, wie es noch nie Menschen gewesen sind. Und wir schaffen es, daß er nicht mehr wegzugehen braucht von dieser Arbeit, weil Panzer gegen die Felder rollen. Es sind schon viele, die das nicht mehr wollen, ganze Völker. Wir müssen es schaffen. Da kommt es auf jeden Tag und auf jede Stunde an."

Im Februar d. J. erschien im Deutschen Militärverlag das Buch „Der Regimentskommandeur" von Major Walter Flegel. Daraus entnahmen wir diese Episode.





VEB Warnowwerft Warnemünde

Der größte Schiffbaubetrieb der DDR.

Führend im Neubau und in der Reparatur von Frachtschiffen der Größenordnung bis 13 300 tdw. Das Produktionsprogramm umfaßt teilautomatisierte Stückgutfracht- und Vollcontainerschiffe.

- **ausgerüstet mit modernen Produktionsanlagen**
- **interessante Schiffbau- und Montagearbeiten**
- **gute Entwicklungsmöglichkeiten für junge, interessierte Menschen**
- **vorbildliche soziale und kulturelle Betreuung**

Wir beglückwünschen alle Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere nachträglich zum 15. Jahrestag der Nationalen Volksarmee. Als Werftkollektiv möchten wir Dank und Anerkennung aussprechen für treue Pflichterfüllung zum Schutz unserer sozialistischen Heimat.

VEB Warnowwerft Warnemünde

243 WARNEMÜNDE

Postfach 39, Abt. Arbeitskraft

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1971

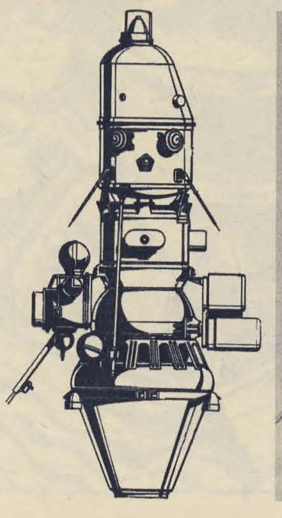
TYPENBLATT

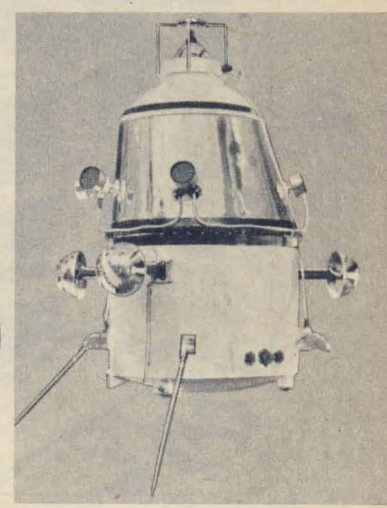
RAUMFLUGKÖRPER

Mondsatellit Typ Luna (UdSSR)

Technische Daten:

Verwendung	Mondsatellit
Körperdurchmesser	etwa 1,2 m
Länge mit Antriebsteil	etwa 5 m
Länge des Mondsatelliten	etwa 2 m
Masse mit Antriebsteil	1600 ... 1650 kg
Masse d. Satelliten	245 kg
Durchschnittliche Bahndaten (abgerundet):	
Bahnneigung	27°; 72°; 127°
Umlaufzeit	2 ... 3 Stunden
Periselenum	16 ... 362 km
Aposelenum	110 ... 1740 km
erster Start	31. 3. 1966
Insges. gestartet	4 (Luna 10, 11, 12, 14)





Zum sowjetischen Mondforschungsprogramm gehört auch der Start von Mondsatelliten, die wichtige Messungen im mondnahen Raum ausführen. Der erste überhaupt gestartete Mondsatellit war Luna 10 (siehe Bild). Die aus dem Antriebsteil und dem eigentlichen Satelliten bestehenden Raumflugkörper erreichten nach rund 80 Stunden Flugzeit ihre vorgesehene Umlaufbahn um den Mond.

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1971

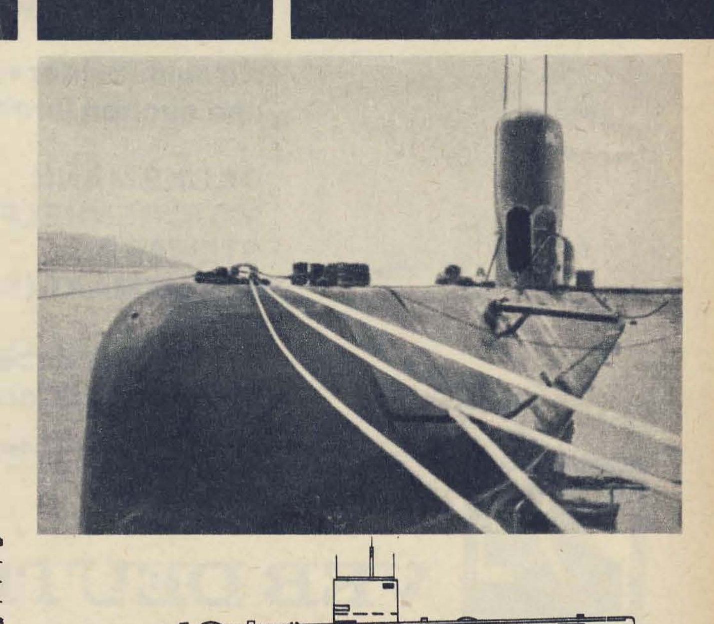
TYPENBLATT

KRIEGSSCHIFFE

U-Boot Sutjeska (Jugoslawien)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	550 ts
Länge	60 m
Breite	6,6 m
Tiefgang	4,8 m
Geschwindigkeit	14 kn
Antriebsanlage	Diesel/ Elektro-Motor
Bewaffnung	6 TR 533 mm
Besatzung	36 Mann



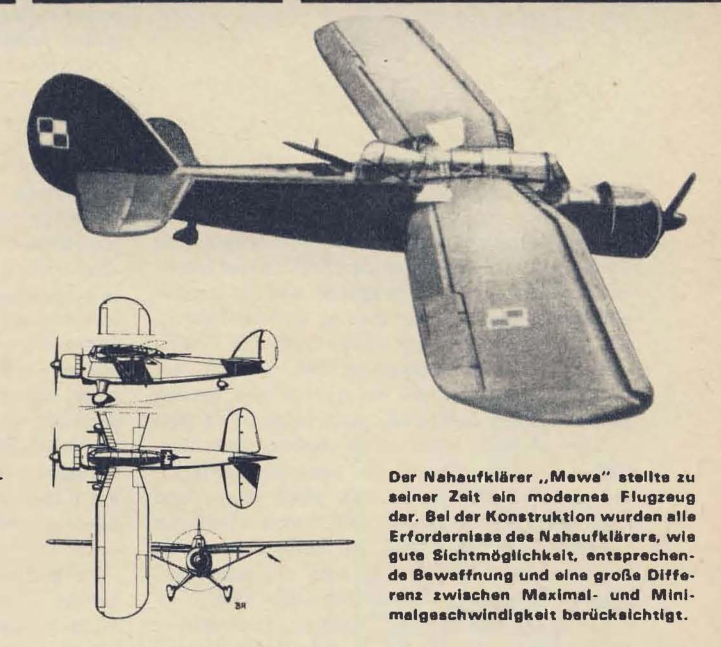
Die jugoslawische Marine verfügte 1969 über insgesamt 5 U-Boot-Einheiten. Neben den genannten Einheiten der „Sutjeska"-Klasse befindet sich noch die „Sava", ein 760 ts U-Boot im Einsatz.

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1971 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

PZL-LWS-3 Mewa (Möwe)/1938 (Polen)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	13,46 m
Länge	9,60 m
Höhe	2,60 m
Startmasse	2420 kg
Leermasse	1746 kg
Höchstgeschwindigk.	360 km/h
Steigleistung	1000 m/1,66 min
Gipfelhöhe	3500 m
Triebwerk	1 Doppelsternmotor 14 Zyl. „Gnóme-Rhóne-14 M 01", 725 PS
Bewaffnung	je ein starres MG in den Radverkleidungen, ein bewegliches MG im Beobachterstand
Besatzung	2 Mann



Der Nahaufklärer „Mewa" stellte zu seiner Zeit ein modernes Flugzeug dar. Bei der Konstruktion wurden alle Erfordernisse des Nahaufklärers, wie gute Sichtmöglichkeit, entsprechende Bewaffnung und eine große Differenz zwischen Maximal- und Minimalgeschwindigkeit berücksichtigt.

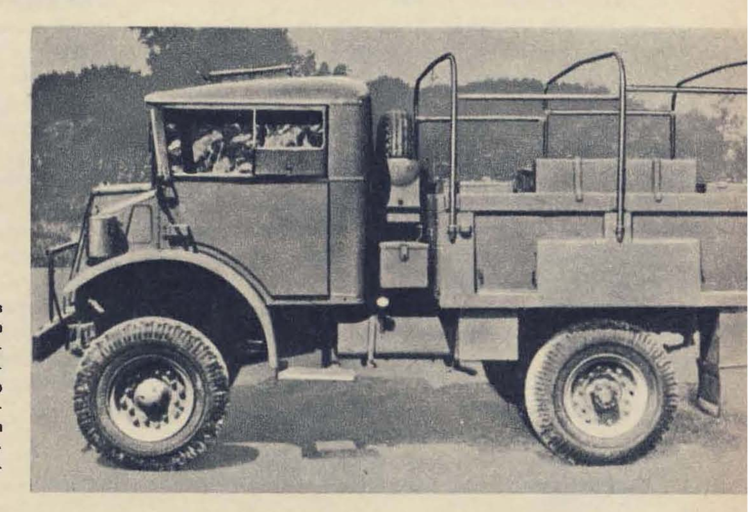
ARMEE-RUNDSCHAU 4/1971 | TYPENBLATT | FAHRZEUGE

LKW Chevrolet 015A (Kanada)

Taktisch-technische Daten:

Masse	4433 kg
Länge	4343 mm
Breite	2236 mm
Höhe üb. alles	2464 mm
Radstand	2565 mm
Nutzlast	750 kp
Motor	6-Zyl.-Otto-Chevrolet 216, Reihe
Leistung	66 PS bei 3400 U/min
Antriebsformel	4 × 4
Bereifung	9.00–16

Dieses Fahrzeug wurde während des zweiten Weltkrieges für vielfache Zwecke eingesetzt, u. a. für allgemeine Nutzung als Koffer- und Funkfahrzeug, als Zugmittel für leichte Flak und Pak sowie als Stabsfahrzeug. Der LKW wurde mit offenem (Segeltuchverdeck) und festem Führerhaus produziert. Auch in Australien wurde er verwendet.





Fortsetzung von Seite 60

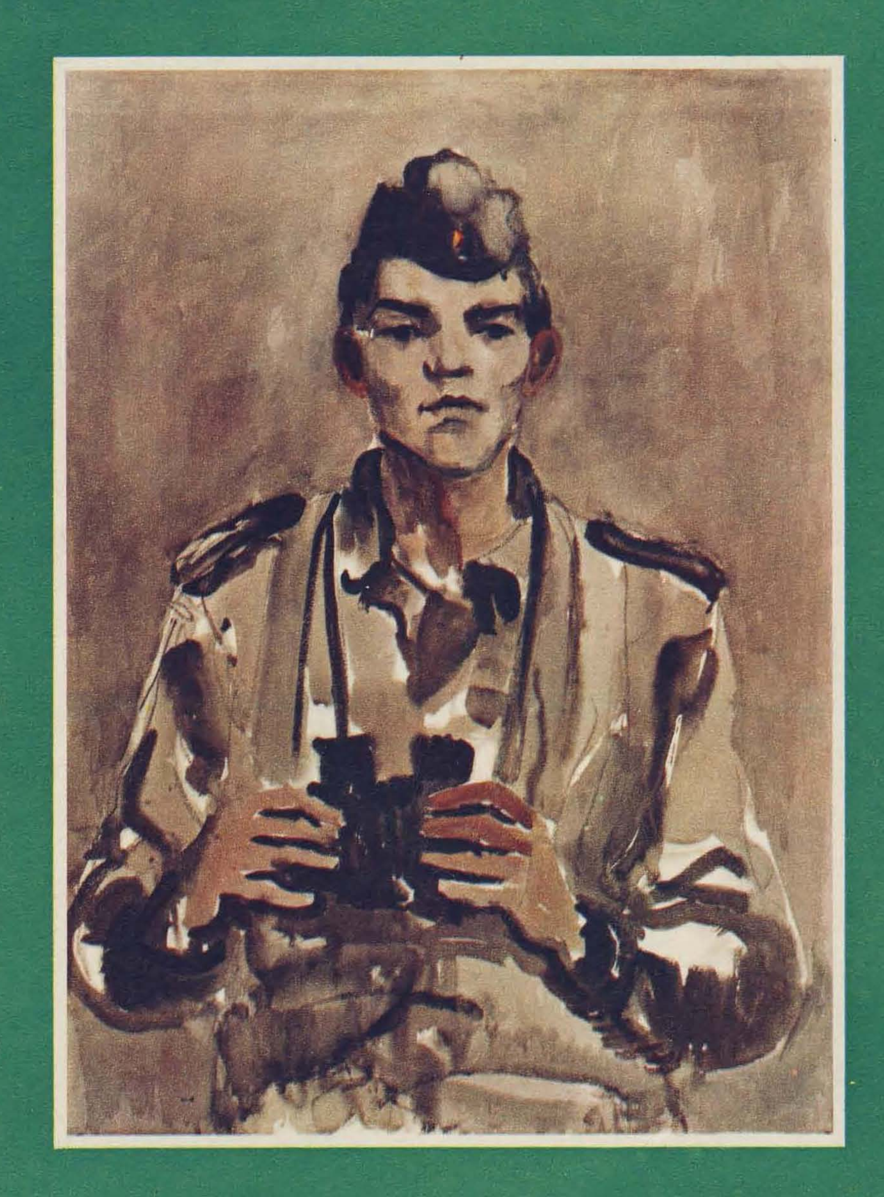
Bevor er mir noch mehr sagen konnte, ertönte vom Kantineneingang her über den Korridor ein fürchterliches Geheul. Es hörte sich an wie das Gebrüll eines hungrigen Löwen, aber es war der Herzog, der sich gerade in einen neuen Ausbruch hineinsteigerte. Der Oberstleutnant floh wie ein erschrockenes Kaninchen. Ich machte eine hastige Kehrtwendung und stieß ausversehens mit dem Fuß gegen einen gefüllten Löschzuber, der neben dem Büroeingang stand. Vor Schmerz hüpfte ich auf einem Bein, unterdrückte einen Fluch, und dann hielt ich plötzlich inne, weil in mir ein Gedanke aufblitzte. Ich trat wieder ins Büro, setzte mich hin und starrte Fräulein Dykstra ein oder zwei Minuten wortlos an. Schließlich sagte ich:
„Sie legten also ungefähr tausend Kilometer in sechs Wochen zurück, d. h. jede Woche so an hundert oder hundertfünfzig Kilometer?"
„Sehr richtig. Außer zu der Zeit – ich sagte es bereits – wo wir uns zwei Fahrräder aneigneten und damit so lange fuhren, bis sie zusammenbrachen."
„Das ist klar", sagte ich. Dann befahl ich: „ZIEHEN SIE IHRE SCHUHE AUS!"
Sie war so überrascht, daß sie sofort gehorchte. Mit einem schnellen „Entschuldigung" beugte ich mich vor und fühlte mit dem Finger durch die reinseidenen Strümpfe hindurch ihre linke Fußsohle. Ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen. Sie mußte mich für verrückt halten.
„Fräulein Dykstra", sagte ich in schneidendem Ton, „das sind nicht die Füße eines Menschen, der soeben erst in sechs Wochen fast tausend Kilometer gelaufen ist und dabei seine Schuhsohlen bis auf Papierstärke durchgelaufen hat. Ein Infanterist kriegt dabei eine Hornhaut. Ihre Fußballen und Hacken sind so weich wie bei einem Kleinkind."
Sie war geschlagen – und sie begriff das. Zwar versuchte sie noch ein paar Ausflüchte, aber ich schwieg und sah nur spöttisch auf ihre seidenbestrumpften Füße.
Endlich gab sie es auf und sagte die Wahrheit.
Sie hatte ein Verhältnis mit einem Leutnant vom deutschen faschistischen Geheimdienst und erklärte sich bereit, für die Nazis zu arbeiten. Der deutsche Nachrichtendienst hatte erfahren, daß der Herzog von Monmouth im Auftrage des Internationalen Roten Kreuzes nach Lissabon reiste. Man kannte seine Schwäche für schöne Frauen und wußte auch, daß er aus der Zeit vor dem Krieg ein paar adlige Freunde in Holland besaß.
Die Nazis faßten den Plan, eine Begegnung zwischen Fräulein Dykstra und dem Herzog zu arrangieren, wobei die erstere eine entfernte Verwandtschaft zu einem seiner holländischen Freunde vortäuschen sollte.
Anton und Billy waren kurz zuvor tatsächlich gefaßt worden, und zwar etwas südlich von Lyon, gleich nachdem die Fluchtschleuse von den Nazis aufgedeckt worden war. Wenn Fräulein Dykstra glaubhaft machen konnte, daß sie mit den beiden aus Holland herausgekommen war – und sie hatte dazu alle notwendigen Informationen – dann mußte es ihr gelingen, die Sympathien des Herzogs zu gewinnen und sich damit ein glänzendes Alibi zu verschaffen für den Augenblick, da sie in England bei der Einreise durchleuchtet werden würde. Und wenn der Herzog bereit war, für sie zu bürgen, dann war die Befragung nur noch eine Formsache. Viel fehlte nicht, und alles hätte geklappt.
Ich ließ den Herzog und den Flugplatzkommandanten rufen. Der erstere kam hereingestürmt, aber bevor er erneut seine Beleidigungen vom Stapel lassen konnte, schnitt ich ihm kurz das Wort ab:
„Ihre Begleiterin – eine gute alte Bekannte Ihrer Familie – hat gerade gestanden, daß sie eine deutsche Agentin ist. Ich könnte Sie als Mitwisser festnehmen lassen, aber ich will darauf verzichten. Begeben Sie sich geradewegs in Ihre Wohnung, und betrachten Sie sich als unter Hausarrest gestellt, bis der Fall geklärt ist. Ihren Paß lassen Sie hier. Bis auf weiteres dürfen Sie London nicht verlassen."
Es herrschte Totenstille im Raum. Gleich mußte die Bombe platzen. Aber diesmal war es ein Blindgänger. Der Herzog wankte gebrochen hinaus. Er wußte auch, wann er besiegt war. Fräulein Dykstra wurde nicht vor Gericht gestellt. Vielleicht hielten es höchste Kreise für unklug, in Kriegszeiten einen Angehörigen des Hochadels in einen Spionageprozeß zu verwickeln. Ich nehme an, daß Fräulein Dykstra als holländische Staatsbürgerin bis Ende des Krieges interniert und dann den holländischen Behörden zwecks Aburteilung vor einem heimischen Gericht übergeben worden ist.
Der Herzog hatte natürlich keine Ahnung gehabt, daß er faktisch Beihilfe zur Spionage leistete. Wie unzählige Leute vor ihm und nach ihm hatte er sich von einer hübschen Larve und einer plausiblen Story verführen lassen. Das letzte Wort in dieser Sache kam von einem höchst erleichterten Flugplatzkommandanten, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten: „Also jetzt weiß ich endlich, was die drei Buchstaben V.I.P. bedeuten – Very Im-Prudent!"*

Aus dem Buch „Spionenfänger" von Oreste Pinto. Wojenisdat Moskau 1970

*sehr leichtfertig

Kunst auf Posten

Eberhard Panitz

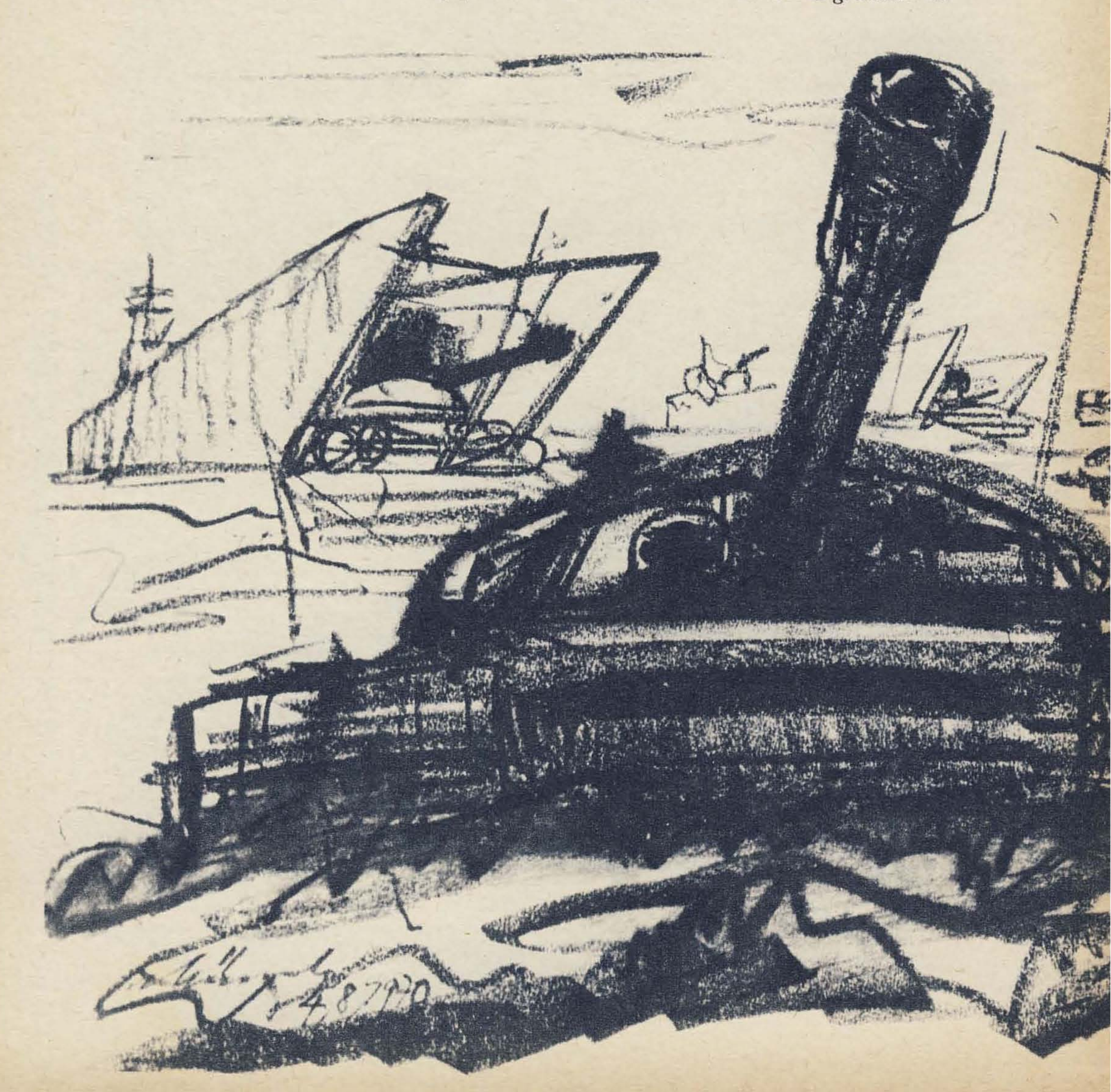


Professor Gerhard Bondzin: Artillerist der NVA; Aquarell 1970

In dem grünen Bus, der ins Manövergebiet fuhr, saßen zwei Maler, ein Komponist, drei Schriftsteller, zwei Grafiker und zwei Bildhauer. Auf den hintersten Sitzen lagen Kampfanzüge der Größen 48 und 52 – keine Maßanzüge für das Künstlervölkchen, das sich für ein paar Tage von den Schreibtischen, Staffeleien und Ateliers getrennt hatte, um bei dem Manöver „Waffenbrüderschaft" dabei zu sein. Manche nahmen sich komisch in den Uniformen aus, die rasch übergestreift waren, als sich der Bus dem Feldlager eines Panzerregiments näherte. Doch an dem ernsten, ehrlichen Engagement dieser zehn Genossen gab es nichts zu rütteln: Die traditionelle Zusammengehörigkeit zwischen sozialistischen Soldaten und sozialistischen Künstlern hatte sie hierhergerufen.

Auf einem Waldweg hält unser Bus, die Kreuzung ist zeitweilig wegen eines Manövertrainings gesperrt. Bald stehen Dutzende Armeefahrzeuge auf den Wegen: sowjetische, bulgarische, ungarische, polnische, deutsche. Die Soldaten und Offiziere steigen aus, unterhalten sich, radebrechen in vielen Sprachen, tauschen Adressen und Abzeichen aus. Ein paar sowjetische Bildreporter fotografieren immer wieder Szenen von Angehörigen der verbündeten Armeen. Auch die Maler aus unserem Bus reizt dieses Sujet, sie rollen ihr Zeichen-

Armin Münch: Anlandung; Kreide, 1970. Das Blatt gehört zum zwölfteiligen Grafikzyklus „Auf Gefechtskurs", der dem 15. Jahrestag der NVA gewidmet ist





Getarnter Posten *Helmut Preißler*

Über mich breiten die Bäume
ihr weites, raunendes Laubdach.
Gräser hüllen mich ein.
Wiese bin ich und Baum,
laubgrün und grasgrün,
bewegt nur vom Wind.

Die Gräser, die Bäume
sind mit mir verbündet,
verbündet ist mit mir
die Heimaterde, auf der ich liege,
im Arm das Gewehr, schußbereit,
freundlich den Tieren des Waldes,
unversöhnlicher Jäger
der Bestien.

papier auseinander, skizzieren, tuschen, fragen und halten einprägsame Gesichter fest.
Emil Spieß, der Dresdner Kunsthochschulassistent, umklammert mit der einen Hand das Fläschchen Zeichentusche und das Sperrholzbrett mit dem aufgehefteten Papier, mit der anderen Hand den Federhalter, strichelt Augen und Ohren und Nasen und Mützen und Uniformen und Waffen, korrigiert ständig, bündelt immer dichter die Linien, auf die es ihm ankommt, unverwechselbare Gesichter und die unwiederholbare Begegnung der Waffenbrüderschaft, die ein Zufall an dieser Kreuzung der Waldwege zustandegebracht hat.
Dann signalisiert der weißbehelmte Militärpolizist freie Fahrt, und wir sehen Zelte, geharkte Wege, Fahnen, Transparente, einen Parkplatz mit Lastkraftwagen und Schützenpanzerwagen, die Feldküche, das Feldlazarett, Elektroaggregate, eine Funkstation, Stabswagen, Soldaten und Offiziere der Nationalen Volksarmee, Gäste einer sowjetischen Einheit mit Freundschaftsgeschenken, hören Lautsprechermusik, Kommandos, das Dröhnen und Rasseln davonrollender Panzer. Wir müssen uns beeilen, wenn wir das letzte Panzerschießen vorm Manöver erleben wollen. Aber der Grafiker Räde hat seinen Skizzenblock hervorgeholt, die Umrisse eines Wachtpostens sind schon auf dem Papier zu erkennen – „noch eine Minute, bitte, noch eine. . ." Der Schriftsteller Hermann Kant erkundigt sich nach den Lebensläufen eines Militärarztes, eines Politstellvertreters und eines sowjetischen Dolmetschers. Der Bildhauer Hans Kies fotografiert, ihn interessieren Gesten, die Handhabung der Waffen, eine marschierende Kolonne. Sein Kollege Eickworth hält markante Soldatenköpfe in klaren, mit lockerer Hand hingeworfenen Zeichnungen fest, erzählt dabei Witze: „Kennst du den vom frechen Papageien?"
Auf dem Panzerübungsplatz sind die Fahrstrecken markiert, die Ziele für das Scharfschießen nur undeutlich im Nebel zu erkennen. Wir stehen mit sowjetischen Schiedsrichtern auf einem Beobachtungsturm, frösteln, notieren, sehen im Feldstecher die Panzer heranrollen, Einheiten der verbündeten Armeen in exakter Gefechtsordnung, haben sie dann dicht vor uns, als die Leuchtspurgranaten aus den Rohren fegen und in die weißen Zielattrappen schlagen. Und als die Panzer längst unseren Blicken entschwunden sind, ist noch immer das Rasseln der Ketten im nebelverhangenen Hügelgelände zu hören.
Abends, im Quartier, das wir mit dem Erich-Weinert-Ensemble teilen, sitzt der Lyriker Gerd Eggers abseits an einem Tisch und feilt an den Strophen eines Soldatenliedes. Hermann Kant erzählt launig Anekdoten über seinen Kollegen Ludwig Turek, den wackeren „Käptn", der vorzeiten manche ernste und heitere Schlacht im Klassenkampf geschlagen hat. Auch auf Erich Weinert kommt das





Gespräch, auf sein leidenschaftliches Engagement im Spanischen Bürgerkrieg und Nationalkomitee Freies Deutschland, und dem einen und anderen gehen seine Worte durch den Sinn, die er in dem Buch „Camaradas" fragend an sich gerichtet hat: „Kann man als Dichter oder Reporter über die Fülle der andrängenden Erscheinungen und Erlebnisse schreiben, wie etwa der Journalist Impressionen sammelt und sie reproduziert? Soll man das sich täglich Ereignende in der Form des Tagebuches aufzeichnen, also nur noch chronikmäßig registrieren? Oder soll man nicht lieber Rohmaterial sammeln und später, wenn der ganze Geschichtsabschnitt aus größerem Abstand überschaubar geworden ist und das tausendfach Nebensächliche sich nicht mehr aufdrängt, das Aufgezeichnete am ruhigen Schreibtisch ordnen?"
Doch Erich Weinert schrieb in den Schützengräben Gedichte, Lieder, Erzählungen, Szenen, Reportagen und übergab noch im umkämpften Barcelona sein Buchmanuskript „Camaradas" einem deutschen Verleger. Darin stehen die Verse:

Ich schreibe dies Gedicht um Mitternacht
Und hör Geheul und Einschlag der Haubitzen.
Doch wenn auch rings die heißen Splitter spritzen –
Im Nebenhaus wird noch Musik gemacht;
No pasarán! Das ganze Haus singt mit.
Unüberwindlich herrliches Madrid.

Am nächsten Morgen fahren wir wieder im Bus in das Manövergebiet, diesmal in ein Übungsgelände, wo ich selbst vor vierzehn Jahren einen Unteroffizierslehrgang der Na-

tionalen Volksarmee absolviert habe. Wieder ist es neblig und trübe, nur im nächsten Umkreis erkenne ich ein sandiges Plateau, ein Dickicht, einen Waldstreifen, die mich an Taktikübungen im damaligen heißen August, ans Eingraben, Tarnen, Gefechtsschießen und an strapazenreiche Gepäckmärsche erinnern, bei denen mancher Schweißtropfen hier zurückgeblieben ist. Auch der Bildhauer Hans Eickworth, der zwölf Jahre die Uniform der NVA getragen hat, steht nicht als Fremdling oder Zaungast hier, auch nicht Gerd Eggers, bis vor kurzem Angehöriger der Berliner Grenztruppen. Und Gerhard Bondzin, Präsident des Verbandes Bildender Künstler, der sich hier eine Staffelei aus Feldhocker und Zeichenbrett aufgebaut hat, mag zwar noch nie eine Waffe in der Hand gehalten haben, doch er hat sofort herzlichen Kontakt zu den Soldaten gefunden, die er ganz selbstverständlich „Waffenbrüder" nennt. Er malt ein Aquarell, einen sowjetischen Oberleutnant, der mit zwei Soldaten seiner Kompanie auf den Beginn des großen Manövers wartet. Das Bild, dessen Entstehung ich an diesem nebligen Morgen erlebe, vier Gesichter, die auf dem Blatt des Malers wie in Wirklichkeit Symbol der Freundschaft und Kampfgemeinschaft sind, erinnern mich an das Wandbild dieses Malers am Dresdner Kulturpalast, an den „Weg der roten Fahne". Denn dieser Weg hat auch hier eine entscheidende Station, beim Manöver „Waffenbrüderschaft", im tosenden Lärm der Geschütze, Panzer und der mit ihren Handfeuerwaffen vorwärtsstürmenden Soldaten der verbündeten Armeen, an diesem diesigen, wolkenverhangenen Oktobertag 1970, der jedoch Freunden und Feinden klar und deutlich gezeigt hat: Vereint, um die rote Fahne der Arbeiterklasse geschart, sind wir unbesiegbar!

Professor Paul Michaelis:
Flieger, Detail aus dem noch in Arbeit befindlichen Bildnis Gute Freunde; Öl 1970.
Auftragsarbeit des MfNV zum 15. Jahrestag der NVA (Links oben)

Hans Räde: Freundschaftsmarsch; Aquarell 1971 (links unten)

Emil Spieß: Matrosen der Volksmarine; Öl 1970





HEFT 4
APRIL 1971
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 530761 · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 Erscheint monatlich, Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97
Gestaltung: Horst Scheffler, Norbert Beyer



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. 2. 1971

Fotos: Geb./Uhlenhut (1), Titel; Gebauer (29), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 48, 49, 50, 51, 76, 77, 78, 79, 80, 81; Uhlenhut (10), S. 70, 53, 20, 21, 22, 23, 24, 25; Syndoman (1), S. 2; Barkowsky (1), S. 15; DEFA/Erkens (1), S. 19; ZB (2), S. 69, 32; ZB/Jung (1), S. 68; ZB/Gahlbeck (2), S. 70, 62; ZB/Sturm (1), S. 71; ZB/Wittek (1), S. 33; ZB/Meyer (1), S. 32; TASS (1), S. 20; Bersch (5), S. 70, 72, 73, 29; Klöppel (1), S. 30, 31; Moll (3), S. 37, 38, 39, 40; Nowosti (1), S. 46; Archiv (5), S. 46, 62, 86, 87; Zsolt (1), S. 47; Ende (1), S. 49; Kämpfe (1), S. 62; Bogadtke (3), S. 63, 66; Berndt (1), S. 65; Gaul (1), S. 83; Backmann (1), S. 87; Weidt (1), S. 62; Borchert (1), Rücktitel.

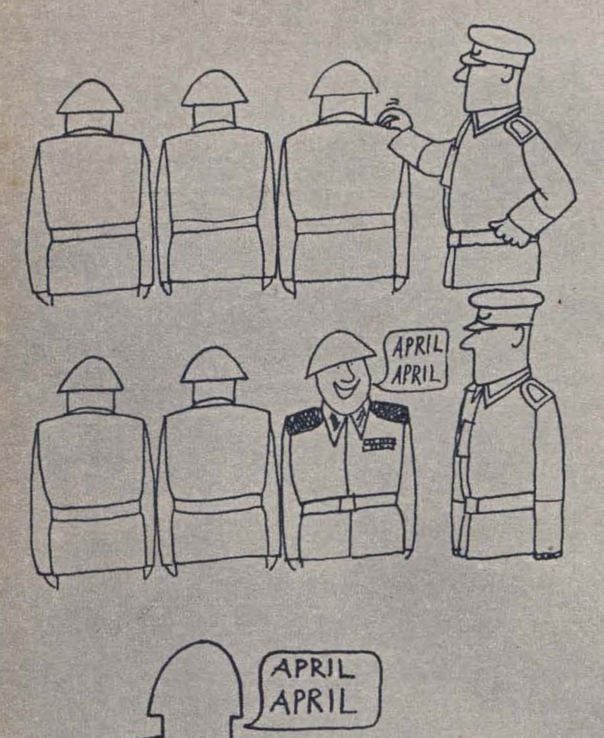
STAR-Palette

„Wann wird es Tag werden, Genossen?", Erinnerungen an jenen Petrograder Abend vor dem Sieg der Oktoberrevolution und an den Kampf Gavroches in Frankreich; „Paris im Zorn", ein Lied von Barrikaden und Freiheitsglocken; Chansons von Rosen, Sternen, Briefen und immer wieder vom Glück und Leid der Liebe singt sie – Mireille Mathieu, das französische Arbeitermädchen, vor fünf Jahren komentengleich am Himmel der internationalen Gesangsstars emporgestiegen.
Als sie vor knapp 25 Jahren in der Provence geboren wurde, ahnte keiner der Mathieu-Familie in ihrem lautstarken Babygeschrei den Beginn einer großen Karriere. Ob sie später als Älteste von vierzehn Geschwistern Windeln wusch, Mutter bei der Hausarbeit half oder in einer Avignoner Papierfabrik Briefumschläge klebte: sie sang unentwegt und unverdrossen. Inzwischen von einem Gesangslehrer unterrichtet, sang Mireille auch auf einem Wettbewerb Junger Talente. Und das war der Sprung direkt zum Fernsehmikrophon. Ein kurzer Auftritt genügte, sie über Nacht Tagesgespräch werden zu lassen. Rundfunk, Bühne, Schallplatte, Film- und Fernsehkameras regierten von nun an den Tageslauf des zierlichen, schwarzhaarigen Mädchens mit der Ponyfrisur, dessen Traum Wirklichkeit wurde. Für Träume indessen war die Zeit vorbei. An Arbeit gewohnt, hieß es jetzt noch härter arbeiten. Der Lohn blieb nicht aus: Enthusiastische Erfolge in vielen Teilen der Welt, Millionenexemplare von Schallplatten, gesichertes Leben für die fünfzehn anderen Mathieus, die stolz auf ihre berühmte „Große" von 1,44 m sind, der als erster und einziger Gastkünstlerin das Glück zuteil wurde, mit dem Alexandrow-Ensemble der Sowjetarmee gemeinsam zu singen und von den stimmgewaltigen Männern als „Kleiner Kamerad" akzeptiert zu werden!

Maria May

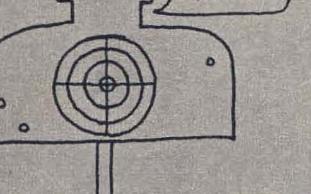


Mireille Mathieu



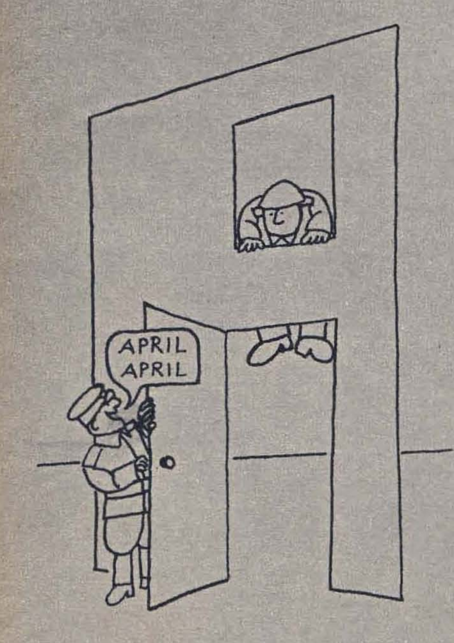






PAUL KLIMPKE:

KAPRIOLEN
KAPRIOLEN






31.036